



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Kindheit im arbeitslosen Marienthal

Zur Dekonstruktion lebensgeschichtlicher Erzählungen
von Kindern aus dem Marienthal der 1930er Jahre

Verfasserin

Marlene Kopf

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, Oktober 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 190 299 313

Studienrichtung lt. Studienblatt: Lehramtsstudium UF Psychologie und
Philosophie / UF Geschichte, Sozialkunde, Politische Bildung

Betreuer: a. o. Univ. Prof. Dr. Alois Ecker

*„Kindheit ist ...keine überwundene Phase
der Lebensgeschichte, sondern eine
bleibende Wirklichkeit“ (Alfred Lorenzer)*

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich die Gelegenheit nutzen, den Menschen zu danken, die zum Erfolg dieser Arbeit beigetragen haben.

Zu allererst möchte ich meinem Betreuer, a. o. Univ. Prof. Dr. Alois Ecker für seine Unterstützung, Betreuung sowie die gute Zusammenarbeit danken. Er stand mir mit seinen Anregungen stets hilfreich zur Seite.

Besonderer Dank gilt auch meinen zehn Interviewpartner/innen, die mir durch die bereitwillige Auskunft über ihre Kindheit sowie durch ihre Kooperation und ihr Vertrauen zu dieser Arbeit verholfen haben.

Des Weiteren möchte ich meiner Familie, vor allem meiner Mutter Ingrid Dienstl und meinen Großeltern Anneliese und Alfred Schopper, meinen unendlichen Dank aussprechen. Durch ihre finanzielle und seelische Unterstützung haben sie mir die Durchführung meines Studiums überhaupt ermöglicht.

Außerdem ein herzliches Dankeschön an all meine Freunde und Studienkolleg/innen, die mir in verzweifelten Situationen sowohl während des Studiums als auch in der Zeit der Verfassung meiner Diplomarbeit immer ihr Ohr geliehen haben, mich motiviert und an mich geglaubt haben.

Meinem Partner Claus Baumgartner innigen Dank für die alltägliche Unterstützung, Hilfe und Geduld während meiner Studienzeit, besonders aber in der Diplomphase.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	7
2. Aufbau der Arbeit	11
3. Historischer Rückblick auf die Textilfabrik Marienthal.....	13
3.1 Von der Gründung bis zur Schließung Marienthals.....	13
4. Qualitative Analyse der narrativen Interviews über die Kindheit in Marienthal	17
4.1 Methodenbeschreibung – Das „narrative Interview“ bzw. „Experteninterview“ als qualitative Forschungsmethode	17
4.2 Fragestellung.....	22
4.3 Fragenkatalog	23
4.3.1 Zur Person.....	23
4.3.2 Zu den Eltern	23
4.3.3 Zu den Gewohnheiten.....	23
4.3.4 Zu den sozialen Gegebenheiten.....	24
4.3.5 Zu den kindlichen Bedürfnissen und Interessen.....	24
4.4 Kurzbiographien der Interviewpartner/-innen	25
4.5 Interviewsituation.....	27
5. Interviews.....	30
5.1 Auswertung	31
5.1.1 Zur allgemeinen Situation.....	31
5.1.2 Wie haben Sie ihre Kindheit in Marienthal erlebt.....	33
5.1.3 Wie kann man sich die Wohnverhältnisse vorstellen.....	38
5.1.4 Wie war die Ernährungssituation.....	58
5.1.5 Woraus bestand das Freizeitangebot für Kinder in Marienthal.....	87
5.1.6 Wurden Geburtstage und Weihnachten gefeiert	101
5.1.7 Wie sah es mit der Kleidung aus	106
5.1.9 Wie gehen Sie mit der Sonderposition Marienthals um	124
6. Zusammenfassende und abschließende Überlegungen..	127
7. Quellen- und Literaturverzeichnis	131
7.1 Primärquellen	131
7.2 Sekundärliteratur	132
7.3 Internetquellen	134

8. Bildkatalog	135
8.1 Bildquellen	135
9. Abstract	136

1. Einleitung

Marienthal – für viele ein Begriff, für manche ein Mythos. Ein Mythos, der bis heute in der Marktgemeinde Gramatneusiedl, rund zwanzig Kilometer südlich von Wien, zu spüren ist. Obwohl dem einen oder anderen der Name Marienthal schon einmal untergekommen ist, so wird man den Ort vergeblich auf einer Landkarte suchen. Grund dafür ist, dass Marienthal keineswegs einen Ort bezeichnet, sondern der Name einer ehemaligen Fabrik war, die am 12. Februar 1930 von einem Tag auf den anderen, unter anderem aufgrund der Wirtschaftskrise, geschlossen wurde und beinahe alle dort lebenden Menschen in die Arbeitslosigkeit trieb. Ungefähr 80 Prozent der Bevölkerung waren von den Auswirkungen der Fabrikschließung betroffen und in weiterer Folge auf soziale Unterstützung angewiesen.

Eine Gruppe von insgesamt 16 Sozialwissenschaftlern, darunter Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel, machte es sich dazumal zur Aufgabe, die notleidende Situation im arbeitslosen Marienthal zu erforschen. „Das Ziel der vorliegenden Untersuchung war, mit den Mitteln moderner Erhebungsmethoden ein Bild von der psychologischen Situation eines arbeitslosen Ortes zu geben.“ (Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel, 1975, S. 9) Bei den Untersuchungen ging es der jungen Forschergruppe einerseits darum, zur Sensibilisierung der Arbeitslosigkeit beizutragen und andererseits einen sozialpsychologischen Tatbestand objektiv darzustellen. Sie wollten nicht, wie bisher üblich, Statistiken über Verhaltensweisen aufstellen, sondern komplexe Erlebnisweisen empirisch erfassen. Um das Vertrauen der Menschen und einen umfassenden Einblick in ihr Leben zu gewinnen, haben sie sich einige Zeit lang im Ort aufgehalten. Sie zogen Essverzeichnisse, Konsumbücher, Zeitverwendungsbögen, Beobachtungsprotokolle und dergleichen heran, um zu ihren objektiven Daten zu kommen.

Die Wahl auf Marienthal fiel vor allem aufgrund der technischen Vorteile, die der Ort zu bieten hatte. Ein weiterer Grund könnte die so plötzlich eingetretene Arbeitslosigkeit in einem zur damaligen Zeit zum Wohlstand aufgestiegenen Ort gewesen sein. Arbeitslose gab es auch in anderen Orten,

auch in angrenzenden Nachbarortschaften von Marienthal, aber da sich hier die Textilfabrik befand und nicht nur einzelne Menschen betroffen waren, sondern beinahe der ganze Ort, schien Marienthal für das Forschungsprojekt besonders geeignet gewesen zu sein. Darüber hinaus soll Otto Bauer, der damalige Führer der sozialdemokratischen Partei, für die Studie den entscheidenden Hinweis auf Marienthal gegeben haben.

Bei der Untersuchung der Situation und Befragung der Menschen lag das Hauptaugenmerk auf den erwachsenen Männern und Frauen. Die Ergebnisse der Feldforschung wurden in einem Buch mit dem Titel „Die Arbeitslosen von Marienthal – ein soziographischer Versuch“ 1933 erstmals veröffentlicht. Heute ist das Buch in vielen Kreisen ein Begriff und ein weltweiter Klassiker der empirischen Sozialforschung. Das Buch, welches in acht Sprachen übersetzt wurde, gilt als Standardwerk zum Thema Arbeitslosigkeit und im Bereich der Sozialwissenschaften gibt es kaum Forschende, die noch nichts von Marienthal gehört haben.

Marienthal ist heute nach wie vor Forschungsgegenstand und so hat der Soziologe Reinhard Müller, der an der Universität Graz beim Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich tätig ist, im November 2002 ein Marienthal-Projekt gestartet. Im Zuge dessen hat er eine sehr umfangreiche Website eingerichtet sowie zwei Bücher über Marienthal herausgegeben, zum einen das 2008 erschienene Werk „Marienthal. Das Dorf – Die Arbeitslosen – Die Studie“ und zum anderen einen Bildband mit dem Titel „Mythos Marienthal. Blicke auf die Fabrik, die Arbeiterkultur und die Arbeitslosen“, welcher im Jahr 2010 publiziert wurde. Des Weiteren veranstaltet er regelmäßig Ausstellungen und Führungen, die an Marienthal erinnern, fungiert als Interviewpartner für Radiosender, als wissenschaftlicher Berater des Dokumentarfilms „Die Arbeitslosen von Marienthal“ sowie als Mitinitiator des Museums Marienthal in Gramatneusiedl.

Die Kinder des Ortes wurden in den damals durchgeführten Forschungsarbeiten zwar teilweise auch miteinbezogen, aber meines Erachtens nur wenig. Vor allem wollte die Gruppe herausfinden, ob sich die Arbeitslosigkeit der Eltern auf das Seelenleben der Kinder auswirkte. Hierfür

wurden Listen von Weihnachtswünschen und die grammatische Form (es wurde häufig der Konjunktiv verwendet) der Berufspläne herangezogen.

Diese Gegebenheit ist auch einer der Gründe, warum sich meine Arbeit auf die erlebte Kindheit stützt. Kaum jemand weiß mehr über die Textilfabrik Marienthal und die damals rundherum ansässige Arbeiterkolonie, als das Wenige, das in dem Buch veröffentlicht wurde. Aus diesem Anlass, ist es mir ein Anliegen, mehr über die Kindheit in dieser Zeit zu erfahren, z. B. wie die Menschen heute die landschaftlichen Gegebenheiten in Erinnerung haben, wie kreativ sie hinsichtlich der Spielmöglichkeiten waren oder wie sie die Arbeitslosigkeit ihrer Eltern erlebt haben. Mich interessiert vor allem auch wie sie ihre damalige Kindheit aus heutiger Sicht beschreiben und rekonstruieren. Ob sie die Lage genauso als schlimm empfunden haben wie ihre Eltern oder wie es in den Büchern geschrieben steht. Was war anders vor 80 Jahren? An welche Erlebnisse können sie sich noch besonders gut erinnern und welche waren besonders prägend? Gibt es hinsichtlich ihrer Kindheit viele Gemeinsamkeiten? War die Gemeinschaft tatsächlich so „müde“ wie sie von der Forschergruppe beschrieben wurde? Zerbricht eine Gemeinschaft in solch einer notleidenden Situation oder wächst sie noch mehr zusammen?

Ein weiterer Schwerpunkt meiner Arbeit liegt auch darin, herauszufinden, ob den Leuten die Sonderposition Marienthals durch das Forschungsprojekt sowie den dadurch erlangten Bekanntheitsgrad bewusst ist und wie sie mit dieser Geschichte, die Teil ihrer Biographie ist, umgehen.

Als Forschungsmethode habe ich das narrative Interview gewählt, auf das ich später noch näher eingehen werde. Wichtig war mir von Beginn meiner Idee an, die Menschen, die damals ihre Kindheit erlebt haben, selbst zu befragen und ihre Geschichte rekonstruieren zu lassen. Einige meiner Interviewpartner wurden im Jahr der Fabrikschließung 1930 geboren, nur wenige erlebten die Zeit bewusst, in der tagtäglich um die 1.200 Arbeiter und Arbeiterinnen (höchster Beschäftigungsstand 1929) zur Fabrik marschierten, um zu arbeiten und in der alles noch in Ordnung war.

Ein weiterer Anreiz für die Auswahl meines Themas lässt sich einfach erklären. Ich bin in der Marktgemeinde Gramatneusiedl aufgewachsen und mit dem Mythos Marienthal groß geworden. Immer wieder wird bei Zusammentreffen verschiedener Generationen über die damalige Situation in den 1930er Jahren gesprochen und diskutiert, es werden Bilder ausgetauscht und Erinnerungen wach gerufen. Man trifft sich nach wie vor in den so genannten Schrebergärten, die in der damaligen Not entstanden sind und heute noch an die Zeit erinnern – allerdings nicht mehr wie ursprünglich zur Nahrungsmittelproduktion und Hasenzucht, sondern vielmehr als Aufenthalt im Grünen und zur Pflege sozialer Kontakte, dienen.

Marienthal ist immer noch präsent, wenn auch nicht mehr vorhanden. An die damalige Zeit erinnert man sich nach wie vor zurück, manche mehr positiv, manche aber auch mehr negativ, je nachdem wie sehr der Mensch selbst von der katastrophalen Situation betroffen war. Doch eines haben die älteren Bewohner alle erlebt: eine gemeinsame Kindheit zur Zeit der Arbeitslosigkeit nach der Schließung des damals wichtigsten Arbeitgebers – der Textilfabrik Marienthal.

Hier möchte ich auch erwähnen, dass ich in dieser Arbeit zur besseren Lesbarkeit hauptsächlich die männliche Form verwende. Die Begriffe beziehen sich jedoch immer auf die männliche und weibliche Form.

2. Aufbau der Arbeit

Im ersten Teil meiner Arbeit gebe ich einen kurzen historischen Rückblick über die Hintergründe der Geschichte Marienthals. Er soll dem Leser auf der einen Seite einen Überblick über die Entstehung der Textilfabrik und den dadurch zum Wohlstand aufgestiegenen Ort geben und andererseits auch die plötzlich einfallende Not aufzeigen, die durch die Schließung der einst angesehenen Fabrik mit Vorbildcharakter entstand. Beinahe der ganze Ort wurde arbeitslos und die ehemaligen Arbeiter der Fabrik standen von einem Tag auf den anderen vor dem Nichts. Trotz der vielen Schwierigkeiten versuchten die Menschen einen Ausweg aus der Not zu finden.

Im Anschluss daran gehe ich näher auf die qualitative Forschungsmethode ein, die ich für meine Untersuchung gewählt habe. Es handelt sich dabei um das narrative Interview. In diesem Teil möchte ich aufzeigen, wie ich dabei vorgegangen bin, die einzelnen Interviews durchgeführt habe und wie ich zu meinen Ergebnissen gekommen bin. Die Fragestellungen, die ich vorbereitet habe sowie eine Kurzbiographie meiner insgesamt zehn Interviewpartner sind ebenfalls vorzufinden. Um die Anonymität der befragten Personen zu gewährleisten, werden lediglich die Initialen ihrer Namen angegeben.

Im zweiten Teil, dem eigentlichen Hauptteil, widme ich mich der empirischen Untersuchung anhand derer ich aufzeigen möchte, wie Frauen und Männer aus der ländlichen Arbeiterschicht ihre Kindheit im arbeitslosen Marienthal in den 1930er Jahren erlebt haben. Ich habe Menschen interviewt, die, bis auf eine Ausnahme, im niederösterreichischen Marienthal groß geworden sind und ihre Kindheit dort verbrachten. Aufgrund der Erzählungen möchte ich ihre Dekonstruktion der erlebten Kindheit sowie die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der einzelnen Erlebnisse veranschaulichen. Neben den Wohnverhältnissen, der Ernährungslage, den Spielmöglichkeiten oder Weihnachtserinnerungen, geht es mir vor allem darum, ob ihnen die Sonderposition Marienthals durch die Bekanntheit aufgrund der

Forschungstätigkeiten, die zur Zeit der Arbeitslosigkeit durchgeführt wurden, bewusst ist.

Anhand der einzelnen Erzählungen, die ich Großteils in den Unterkapiteln anführe, soll dem Leser aber auch näher gebracht werden, unter welchen sozialen Verhältnissen die Mädchen und Jungen in damaliger Zeit aufgewachsen sind und wie diese sie bis heute in ihrer Lebensweise prägen. Dabei sollen nicht nur ihre Möglichkeiten und Beschränkungen aufgezeigt werden, sondern auch ihre Sehnsüchte, Wünsche und Träume, die ihnen aufgrund ihrer aussichtslosen Situation oftmals verwehrt blieben. Wie sie heute damit umgehen, wird durch die Interpretation von einzelnen Interviewsequenzen aufgezeigt.

Um dem Leser das Erzählte zu veranschaulichen, habe ich den einzelnen Unterkapiteln Bilder und Fotografien aus dieser vergangenen Zeit hinzugefügt.

Der letzte Teil der Arbeit bildet eine Zusammenfassung meiner Untersuchung und Ergebnisse. Dabei werden die signifikantesten Informationen sowie Resultate dieser Arbeit in kurzer Form nochmals erläutert.

3. Historischer Rückblick auf die Textilfabrik Marienthal

Da es über die Arbeitslosen von Marienthal sowie über die Textilfabrik mittlerweile genügend Material zum Nachlesen gibt, möchte ich in diesem Abschnitt nur einen kurzen historischen Überblick geben. Meine Forschung soll sich nicht auf die Geschichte der Fabrik stützen, sondern vielmehr das Erleben der Kinder aus der Arbeiterkolonie beleuchten. Trotzdem halte ich es für notwendig, die wichtigsten Fakten, von der Gründung bis zur Schließung, aufzuzeigen.

3.1 Von der Gründung bis zur Schließung Marienthals

Gleich zu Beginn der Marienthal-Studie von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel wird darauf aufmerksam gemacht, dass die Geschichte der Fabrik gleichwohl die Geschichte des Ortes ist. Den Ort Marienthal wird man vergebens auf einer Landkarte suchen, denn Marienthal stellt weder die Bezeichnung für eine Ortsgemeinde dar noch ist sie eine Verwaltungseinheit. Vielmehr charakterisiert der Name eine Fabrik und die dazugehörige Arbeiterkolonie, die im südlichen Siedlungsgebiet der Marktgemeinde Gramatneusiedl lag.

„Der Name Marienthal, der wohl erst 1820 aufkam, bezeichnete zunächst nur das Fabrikgebäude, seit 1845/46 auch die dazugehörigen, fabrikeigenen Arbeitersiedlungen, seit etwa 1875 zusätzlich die Siedlung Neu-Reisenberg.“ (Müller, 2008, S. 19)

Von großer Bedeutung für die Gründung Marienthals war das Jahr 1820, als Leopold Pausinger, ein pensionierter Wiener Polizeikommissar und kaiserlich königlicher Rat die Theresienmühle erwarb. Als Gründer Marienthals gilt jedoch Hermann Todesko, der im Jahre 1830 einen geeigneten Platz für eine Flachsspinnerei suchte und diesen in dem kleinen Ort an der Fisch-Dagnitz im Steinfeld fand.

Woher der die Bezeichnung Marienthal stammt, ist bis heute unklar. Es gibt zwar einige Vermutungen, die jedoch nicht nachweisbar sind. Eine dieser

Vermutungen ist, dass auf dem späteren Fabriksgelände ein Akazienbaum mit einem Marienbild gestanden haben soll. Eine andere Spekulation führt den Namen auf die Theresienmühle zurück, für welche die österreichische Kaiserin Maria Theresia von Habsburg als Patin stand. Eine dritte mögliche Erklärung für die Namensgebung Marienthals soll ein Kloster sein, das sich angeblich auf dem Gelände befand, wo später die Fabrik erschlossen wurde. Ein Kloster lässt sich jedoch weder im Bereich Marienthals noch in der Umgebung Gramatneusiedls nachweisen und bleibt somit auch lediglich eine Vermutung (vgl. Müller, 2008).

Um die Fabrik herum entstanden die ersten Arbeiterhäuser, die bald auch von böhmischen, mährischen und zum Teil deutschen Arbeitern besiedelt wurden. (vgl. Jahoda et al., 1975) Kurze Zeit später ging Todesko zur Baumwollspinnerei über, die Fabrik wurde vergrößert, der Ort wuchs und immer mehr Geschäfte kamen hinzu. Die Leute arbeiteten gerne in Marienthal, oft waren ganze Familien mit ihren Kindern in der Fabrik beschäftigt. Für die kleineren Kinder wurde eine Kinderbewahranstalt und für die älteren eine Schule errichtet. Damit war auch die Berufstätigkeit der Frauen gesichert.

1844 wurde der alte Fabrikkomplex zum Arbeiterwohnhaus „Altgebäude“ umstrukturiert, welches bis Juni 2008 als Wohnhaus an der Hauptstraße Nr. 64 in Gramatneusiedl fungierte und an die damalige Zeit erinnerte. Da bis dahin keinerlei Restaurierungen vorgenommen wurden, befand sich der Gebäudekomplex in sehr schlechtem Zustand. Deshalb entschied man sich, das Arbeiterwohnhaus abzureißen und an dieser Stelle zwei Genossenschaftssiedlungshäuser zu errichten.

Neben dem Arbeiterwohnhaus „Altgebäude“ wurde auf den einstigen Seibersdorfer Gründen (heute Gemeinde Reisenberg) ebenfalls ein Wohnhaus errichtet: das Arbeiterwohnhaus „Neugebäude“ (heute: An der Fische 1). Durch diese beiden Wohnhäuser wurde die zur Fabrik gehörige Arbeiterkolonie Marienthal gegründet. Im Gegensatz zum Bauerndorf Gramatneusiedl, nahm deren Bevölkerung sehr rasant zu.

Zusätzlich gab es eine Reihe von Nebengewerben für den eigenen Bedarf wie die Schmiede, Schlosserei, Eisendreherei, Tischlerei und Zimmerei. Bei der Schließung der Fabrik 1930 umfasste sie insgesamt 157 Gebäude. Zu diesen zählten der Spinnereikomplex, Webereikomplex, Bleiche- und Appreturkomplex sowie Färberei-, Wäscherei- und Druckereikomplex. Neben der Fabrik gab es noch die bereits erwähnten Arbeiterwohnhäuser, die bis 1930 auf 23 Wohngebäude erweitert wurden. Unter anderem entstand die Siedlung an der Hauptstraße mit neun Arbeiterwohnhäusern, die zum Teil bis heute die Hauptstraße von Gramatneusiedl säumen. In der Zeit zwischen 1987 und 2002 wurden die Wohnungen teils zusammengelegt und die kompletten Wohngebäude, die aus der Fabrikzeit noch erhalten sind, renoviert.

Dreißig Jahre nach der Gründung der Flachspinnerei, wurde die Fabrik durch eine Weberei und Bleiche ergänzt und allmählich zu einem Großbetrieb ausgebaut. Die Fabrik konnte in dieser Zeit einen großen Aufschwung verzeichnen. Dennoch kam es unter dem arbeitenden Volk immer wieder zu Unruhen, es wurde ein Betriebsrat gegründet und Arbeitseinstellungen sowie gewerkschaftliche Kämpfe waren die Folge.

Erste Anzeichen einer Krise kamen bereits 1926 auf. Man versuchte in den darauffolgenden Jahren die Produktion auf breitere Stoffe umzustellen, um auf diese Weise den Betrieb aufrechtzuerhalten. Doch diese Hoffnung hielt nicht lange stand, nach und nach wurden die Druckerei, Spinnerei, Bleiche sowie zu guter Letzt am 12. Februar 1930 die Weberei stillgelegt. 80 Prozent der Marienthaler Bevölkerung stand ohne Beschäftigung da. Lediglich 60 Arbeiter wurden für ein weiteres Jahr beschäftigt, um Abrissarbeiten durchzuführen. Die tatsächlichen Gründe für die Schließung sind nicht eindeutig belegt, jedoch kann die Wirtschaftskrise als eine der Ursachen angesehen werden.

Das Einzige, das heute noch an Marienthal erinnert, sind die Arbeiterwohnhäuser entlang der Hauptstraße und ein einziger Schornstein der Fabrik, welcher sich auf dem heutigen Gelände der Gramatneusiedler Acrylglasfabrik befindet. Von den vielen Einrichtungen, Geschäften und dem

wunderschön angelegten Herrenpark ist nichts mehr übrig. Ansonsten erfährt man über die damalige Zeit durch von Bilder und Erzählungen, die von Generation zu Generation weiter gegeben werden.



Abb.1: Ferdinand Weeser-Krell (1883–1957): Textilfabrik Marienthal,
kolorierte Postkarte

4. Qualitative Analyse der narrativen Interviews über die Kindheit in Marienthal

Bei der qualitativen Analyse ging es darum, wie Mädchen und Jungen aus der Arbeiterschicht ihre Kindheit zur Zeit der vorherrschenden Arbeitslosigkeit in Marienthal der 1930er Jahre erlebt haben. Allerdings muss erwähnt werden, dass manche Teile der Kindheit niemals in das Bewusstsein gelangen, in Vergessenheit geraten oder verdrängt werden, was die Erinnerung über die eigene Kindheit erschwert. Daher sind immer nur Bruchstücke einer vergangenen Kindheit rekonstruierbar. (vgl. Sieder, 1988) Schwierig festzustellen ist in den einzelnen Erzählungen, inwieweit das Wissen der eigenen Kindheit durch Bücher über Marienthal, den Film von Karin Brandauer oder Erzählungen anderer Personen im Laufe der Zeit überlagert bzw. verzerrt wurden.

4.1 Methodenbeschreibung – Das „narrative Interview“ bzw. „Experteninterview“ als qualitative Forschungsmethode

Wie bereits in meiner Einleitung erwähnt, ging es mir bei der Interviewdurchführung vor allem um die Rekonstruktion der erlebten Kindheit, wie diese von den interviewten Personen beschrieben wird, an was sie sich hauptsächlich erinnern können und wie sie damit umgehen. Weiter war es mir wichtig zu erfahren, ob die Kindheit eher positiv oder eher negativ von den Interviewpartnern dargestellt wird und ob ihnen ihre Sonderposition durch die Bekanntheit Marienthals bewusst ist.

Da ich selbst mit dem Mythos Marienthal aufgewachsen bin und über die arbeitslosen Männer und Frauen bereits in der Marienthal-Studie geschrieben wurde, war es mir ein besonderes Anliegen, den Fokus auf deren Kinder zu legen. Um das Thema zu spezifizieren, bezog ich mich hauptsächlich auf Kinder, deren Väter und Mütter der Arbeiterschicht angehörten. Es sind einerseits Personen dabei, deren Eltern überhaupt keine Arbeit mehr fanden

und andererseits Personen, bei denen zumindest ein Elternteil das Glück hatte, durchgehend eine Arbeit gehabt zu haben. Um dennoch einen Vergleich zu „Nicht-Marienthaler Arbeiterkindern“ ziehen zu können, habe ich auch eine Person aus der Bauernschicht interviewt. Als Forschungsmethode habe ich das Narrative Interview bzw. Experteninterview gewählt, welches ich in diesem Abschnitt vorstellen möchte. Beim Lesen der einzelnen Interviewtranskriptionen wird man merken, welchen Kindern es besser ging und welche von der Not besonders betroffen waren.

Warum spricht man von Experteninterviews? Nun, im Grunde genommen verfügt jeder Mensch über eine Art von besonderem Wissen. Man kann besonderes Wissen allerdings nur dann weitergeben, wenn man es selbst erlebt hat und unmittelbar daran beteiligt ist. Dies kann zum Beispiel ein Wissen über den eigenen Arbeitsprozess sein, über Veranstaltungen, an denen man teilnimmt oder eben auch über die Kindheit. Jeder hat aufgrund der eigenen individuellen Position und persönlichen Beobachtung eine besondere Perspektive auf den jeweiligen Sachverhalt und dies macht uns zu Experten. (vgl. Gläser & Laudel, 2004) Der Befragte in einem narrativen Interview ist somit immer Experte seiner eigenen Lebenswelt.

Eine mögliche Definition von Jochen Gläser und Grit Laudel lautet: „Experten sind Menschen, die ein besonderes Wissen über soziale Sachverhalte besitzen, und Experteninterviews sind eine Methode, dieses Wissen zu erschließen.“ (Gläser & Laudel, 2004, S. 10)

Diese Art von Interviews wird vor allem dort eingesetzt, wo soziale Sachverhalte rekonstruiert werden sollen – in meinem Fall ist es die Kindheit im arbeitslosen Marienthal.

Beim narrativen Interview handelt es sich um die in der qualitativen Sozialforschung am weitesten entwickelte Interviewmethode und kann in der Geschichtswissenschaft sozusagen als Extremform einer offenen Befragung bezeichnet werden, weiter gefasst als „Oral History-Interviews“. Mit der Einzelfallanalyse kann das Besondere des Individuellen vor der Allgemeinheit sichtbar gemacht werden (vgl. Bernart & Krapp, 2005).

Als Entwickler des narrativen Interviews gilt Fritz Schütze, der 1970 anhand dieser Forschungsmethode die Erfahrungen von Lokalpolitikern bei den Gemeindefestlegungen in Hessen erforscht hat (vgl. Nohl, 2008). Vor allem geht es bei narrativen Interviews um das Konstrukt der subjektiven Wirklichkeit. In meiner Untersuchung ist das Erleben der Kindheit jedes Einzelnen das Konstrukt der subjektiven Wirklichkeit. Unter keinen Umständen wäre es möglich, eine allgemeine Gültigkeit aufzustellen, denn jeder erlebt seine Lebensgeschichte anders.

Bernart und Krapp beschreiben dies wie folgt: „Beim narrativen Interview geht es also nicht um Falsifikation bzw. Verifikation, sondern um die Explikation der gewonnenen ‚Daten‘: Nicht die objektiv feststellbare Wahrheit, sondern die subjektiven Perzeptionsmuster der Probanden sollen rekonstruiert und expliziert werden. Die Darstellung der Interpretationsergebnisse verbürgt dabei die Reproduzierbarkeit des Erkenntnisprozesses als Grundlage der intersubjektiven Überprüfbarkeit.“ (Bernart & Krapp, 2005, S. 40)

Zunächst wird bei narrativ fundierten Interviews zwischen dem biographischen und dem leitfadengestützten Interview unterschieden. In biographischen Interviews stellen die Forschenden zunächst eine Eingangsfrage, um danach über eine längere Zeit hinweg der Erzählung der befragten Person zuzuhören. Erst dann werden weitere Fragen zu bereits angesprochenen Themen gestellt. Gegen Ende des Interviews können neue Themen eingebracht oder vorbereitete Fragen, die in der Erzählung nicht automatisch beantwortet wurden, gestellt werden. Um das Erzählte in weiterer Form bearbeiten zu können, ist es sinnvoll während des Interviews Tonband- oder Videoaufzeichnungen zu machen, sofern die Interviewpartner ihr Einverständnis dazu geben.

Im Gegensatz dazu, werden in leitfadengestützten Interviews Themen durch die Forschenden vorgegeben. Dadurch können die befragten Personen das Thema ihrer Erzählung nicht frei wählen, sondern müssen sich an dem vorgegebenen Untersuchungsinteresse der Forschenden orientieren. Aber

auch bei dieser Methode wird nicht unterbrochen, sondern abgewartet, bis die befragte Person alles, was ihr zu dem Thema einfällt, geschildert hat, bevor die nächste Frage gestellt wird. (vgl. Nohl, 2006)

„Trotz dieser Unterschiede ist beiden Interviewarten folgendes gemeinsam: Gleich ob nach der Biographie gefragt wird oder mit einem Leitfaden unterschiedliche Themen behandelt werden, geht es immer darum, nicht nur Meinungen, Einschätzungen, Alltagstheorien und Stellungnahmen der befragten Personen abzufragen, sondern Erzählungen zu deren persönlichen Erfahrungen hervorzulocken.“ (Nohl, 2006, S. 20)

In der qualitativen bzw. rekonstruktiven Sozialforschung geht es also bei den einzelnen Interviewformen um Offenheit in der Kommunikation und es gibt keinerlei Vorgaben für die Antworten der befragten Personen. Dieser Aspekt trifft bei standardisierten Interviews in der Hypothesen überprüfenden, statistisch orientierten Sozialforschung nicht zu. (vgl. Nohl, 2008)

Das narrative Interview lässt sich in drei Phasen gliedern (vgl. Bernart & Krapp, 2005):

1. Die Erzählaufforderung bzw. Eingangserzählung: in dieser Phase wird eine „Eingangsfrage“ gestellt, was in meinem Fall die Frage „Wie haben Sie ihre Kindheit im arbeitslosen Marienthal erlebt?“ war. Danach sollte sich der Interviewer vollkommen ruhig verhalten und sich nicht einmischen, sondern den Befragten erzählen lassen. Durch sprachliche Ermunterung, Mimik, Gestik oder paraverbale Äußerungen kann der Erzählfluss dennoch aufrecht gehalten werden. Hat der Interviewpartner seine Haupterzählung abgeschlossen, folgt die zweite Phase.

2. Rückgriff-Fragestrategie bzw. narrativer Nachfrageteil: in dieser Phase können angesprochene, aber wieder abgebrochene Erzählungen oder Stellen mangelnder Plausibilität aufgegriffen und geklärt werden. Diese Unklarheiten sollten durch den Interviewer während des Gespräches notiert werden.

3. Erzählgenerierende Nachfragen bzw. argumentativ-beschreibender Frageteil: in der dritten Phase kann ein externes Nachfragen stattfinden. Hier können Fragen, die dem Interviewer für die Erhebung als wichtig erscheinen und in der Erzählung des Befragten nicht beantwortet wurden, gestellt werden.

Nach der Durchführung der Interviews wird das per Tonband oder Video mitgeschnittene Material transkribiert. Allerdings ist es nicht immer wichtig, alles Gesagte zu transkribieren, da dies zu aufwendig wäre. Man sollte sich dabei mehr auf die Themenbereiche, welche für die Forschungsfrage relevant sind, konzentrieren. Bei diesem Vorgang, den man auch „Paraphrasierende Sequenzanalyse“ nennt, wird das Transkript in thematische Sequenzen unterteilt und wichtige Zitate als Belege dafür herausgefiltert.

In weiterer Folge beginnt man mit der Interpretation der transkribierten Interviews. Eine Erzählung wird dabei, wie bereits Bernart und Krapp in ihrem Buch ausführen, unter zwei Hauptaspekten untersucht:

„Beim Interpretieren wird die Erzählung unter zwei Hauptaspekten untersucht: einmal nach dem Inhalt, d. h. was wird erzählt, und zum anderen, wie erzählt der Proband diese Inhalte. Das ‚Was‘ gibt Informationen über einen biographischen Abschnitt aus dem Leben des Interviewpartners, das ‚Wie‘ über ihn selbst, seine Wahrnehmungs- und Deutungsmuster.“ (Bernart & Krapp, 2005, S. 43)

Ein wichtiger Schritt in der Interpretationsphase stellt zunächst die Erstellung einer Kurzbiographie der befragten Personen dar. Hier werden biographische Daten wie Geburtsdatum, Familienstand, Kinder usw. notiert. Im nächsten Abschnitt werden die Mittel, die Perspektive und die Absicht der Informationen im Rahmen der gesamten Erzählung, herausgearbeitet. Und zum Schluss wird aus dem daraus entstandenen Verständnis der Erzählung und ihrer Teile die Rekonstruktion interpretiert. (vgl. Bernart & Krapp, 2005)

Zu beachten ist, dass am Anfang des Interpretierens die Einzelfallanalyse steht. Fritz Schütze formulierte diesen Schritt als „Suchen nach dem

Allgemeinen im Besonderen eines jeden Falles“. Es werden zunächst also Nebensächlichkeiten aus den einzelnen Aussagen entfernt bzw. die zentralen Passagen hervorgehoben. Erst in weiterer Folge wird versucht, Gegensätze oder Gemeinsamkeiten der unterschiedlichen Interviewtexte auszuarbeiten.

4.2 Fragestellung

Die in der Einleitung beschriebenen Überlegungen haben mich zu folgenden Fragestellungen geführt:

Wie erlebten die Kinder in der ländlichen Arbeiterschicht von Marienthal ihre Kindheit in den 30er Jahren? Wie gehen die Menschen, die damals Kinder waren, mit ihrer Vergangenheit um? Wie rekonstruieren sie Geschichte durch ihre Erzählungen?

Wie bereits erwähnt, erfolgt bei der Forschungsmethode des narrativen Interviews zu Beginn eine einzelne Eingangsfrage. Ich entschied mich daher für folgende Frage: Wie haben Sie ihre Kindheit in Marienthal zur Zeit der Fabrikschließung in den 30er Jahren erlebt?

Zur Unterstützung entwickelte ich einen Fragebogen, den ich diesem Abschnitt hinzufüge. Diesen habe ich allerdings nur dann verwendet, wenn ein Interviewpartner in seinen Erzählungen auf die mir wichtigen Aspekte nicht einging. Hier möchte ich erwähnen, dass nicht immer alle Fragen beantwortet wurden, sei es weil der Interviewpartner nicht darauf eingehen wollte, die Gedanken während der Fragestellung bereits bei einem anderen Thema waren oder die Erinnerungen dazu fehlten. Vor allem bei Fragen über die Eltern, fiel mir bei manchen Interviewpartnern auf, dass diese „überhört“ wurden und teilweise ein anderes Thema angeschnitten wurde, ob bewusst oder unbewusst wage ich hier nicht zu beurteilen.

Im Laufe der Erzählungen ist mir aufgefallen, dass sich der Großteil der von mir befragten Personen an die Ess- und Freizeitgewohnheiten am meisten erinnerten, deshalb werden diese Teile vermutlich mehr Material beinhalten als andere Abschnitte.

4.3 Fragenkatalog

4.3.1 Zur Person

Wie alt waren Sie zur Zeit der Fabrikschließung?

Haben/Hatten Sie Geschwister? Wenn ja, wie viele?

Woran erinnern Sie sich am meisten von damals?

Im Vergleich zu heute: finden Sie die damaligen Lebensverhältnisse besser oder die von heute?

4.3.2 Zu den Eltern

Waren Ihre Eltern betroffen?

Wie lange waren Ihre Eltern arbeitslos?

Wissen Sie, wie viel Unterstützung Ihre Eltern bekommen haben?

Wie sah der Zeitvertreib der Eltern während der Arbeitslosigkeit aus?

Welche Aufgaben erledigte der Vater, welche die Mutter, welche Sie selbst als Kind?

Wie würden Sie die Rolle des Vaters/der Mutter beschreiben?

Wurde zuhause über die Situation gesprochen?

4.3.3 Zu den Gewohnheiten

Wie waren Ihre Wohnverhältnisse?

Hatten Sie ein eigenes Zimmer oder mussten Sie dieses mit Geschwistern teilen?

Wie waren die Essgewohnheiten zu dieser Zeit?

Hatten Sie genug zu essen?

Wurde Obst/Gemüse selbst angebaut?

Hatte Ihre Familie einen Schrebergarten?

4.3.4 Zu den sozialen Gegebenheiten

Wie sah der Zusammenhalt aus – unter Verwandten und unter den Bewohnern in Marienthal?

Haben sich die Leute untereinander geholfen?

Wurden die Kinder von Marienthal von anderen Dorfkindern verspottet?

Welche Freizeitmöglichkeiten waren gegeben?

Hat die Familie am Wochenende gemeinsam etwas unternommen?

Wurde in der Schule über die Arbeitslosigkeit gesprochen?

Haben Sie damals die Forschungsarbeit, die zu dieser Zeit durchgeführt wurde mitbekommen? Wenn ja, wie stehen Sie dazu?

4.3.5 Zu den kindlichen Bedürfnissen und Interessen

Welches Spielzeug stand zur Verfügung? Wurde dieses unter Geschwistern weitergegeben?

Wie viele Kleidungsstücke standen Ihnen zur Verfügung?

Wie oft haben Sie neue Kleidung bekommen?

Was haben Sie zu Weihnachten bzw. zum Geburtstag bekommen?

Haben Sie Taschengeld bekommen?

Um meine Forschungsfragen beantworten zu können sowie einen Einblick in das Leben von Marienthal zur Zeit der Arbeitslosigkeit zu bekommen, entschied ich mich für die nun folgende empirische Vorgangsweise.

Ich habe insgesamt zehn Männer und Frauen, die im Ortsteil Marienthal – im heutigen Gramatneusiedl – aufwuchsen und ihre Kindheit dort erlebt haben, interviewt. Die Interviewpartner leben, bis auf eine Frau, die schon vor längerer Zeit nach Wien übersiedelte, heute noch in der 2887 Seelengemeinde Gramatneusiedl (Stand August 2010 laut Gemeindeamt Gramatneusiedl). Die Gespräche habe ich mit dem Einverständnis aller Teilnehmer auf Tonband aufgezeichnet.

4.4 Kurzbiographien der Interviewpartner/-innen

L. K.: 87 Jahre alt, männlich, geboren am 2. Februar 1923 in Marienthal, keine Geschwister. Vater von zwei Kindern, Witwer. Lebt heute noch in Gramatneusiedl. Sein Vater war in der Fabrik beschäftigt, bekam aber gleich danach eine Anstellung in der Nachbarortschaft. Seine Mutter war ebenfalls in der Fabrik tätig, blieb nach der Schließung jedoch zuhause und kümmerte sich um Kind und Haushalt. Pensionierter Chauffeur.

A. Sch.: 80 Jahre alt, männlich, geboren am 24. Juni 1930 in Marienthal, ältester von drei Geschwistern. Verheiratet, Vater von zwei Kindern. Lebt heute noch in Gramatneusiedl. Beide Elternteile waren in der Fabrik beschäftigt und nach der Schließung arbeitslos. Pensionierter Feinmechaniker.

B. J.: 80 Jahre alt, weiblich, geboren am 26. März 1930 in Marienthal, zwei Geschwister. Mutter von zwei Kindern, Witwe. Lebt heute in Neu-Mitterndorf (grenzt an Gramatneusiedl an). Beide Elternteile waren nicht in der Fabrik beschäftigt, der Vater war in Wien als Webereimeister bei der Firma Bacher tätig, die Mutter war Hausfrau und kümmerte sich um die Kinder sowie den Haushalt. Pensionierte Verkäuferin.

J. D.: 83 Jahre alt, männlich, geboren am 15. Januar 1927 in Gramatneusiedl, zwei Geschwister. Verheiratet, Vater von zwei Kindern. Lebt heute noch in Gramatneusiedl. Die Schwester wuchs aus Platzgründen bei den Großeltern auf. Der Vater war immer beschäftigt, als Maschinenschlosser zuerst in Kledering in einer Wagonfabrik, danach in Götzendorf in einer Weberei. Die Mutter war hauptsächlich zuhause bei den Kindern, zwischendurch hat sie in einer Schneiderei und auf einer Hühnerfarm gearbeitet. Pensionierter Elektromonteur.

A. P.: 83 Jahre alt, weiblich, geboren am 24. Oktober 1927 in Gramatneusiedl, ein Bruder. Witwe, Mutter von vier Kindern (ein Sohn gestorben). Lebt heute noch in Gramatneusiedl. Eltern waren Bauern, somit

nicht von der Arbeitslosigkeit der Fabrikarbeiter betroffen. Pensionierte Hauptschullehrerin.

J. N.: 88 Jahre alt, männlich, geboren am 4. Januar 1922 in Marienthal, zwölf Geschwister. Witwer, Vater von fünf Kindern. Lebt heute noch in Gramatneusiedl. Beide Elternteile waren in der Fabrik beschäftigt und von der Arbeitslosigkeit betroffen. Die Mutter blieb Hausfrau und kümmerte sich um Haushalt und Kinder. Der Vater war bis zum Zweiten Weltkrieg arbeitslos. Pensionierter Gemeindebediensteter.

W. D.: 80 Jahre alt, männlich, geboren am 3. Juli 1930 in Wiener Neustadt, aufgewachsen in Marienthal, ein Bruder. Verheiratet, Vater von drei Kindern (ein Sohn verstorben). Lebt heute noch in Gramatneusiedl. Die Mutter war in der Fabrik beschäftigt und war von der Arbeitslosigkeit betroffen, erst in der Zeit während des Zweiten Weltkrieges ging sie verschiedenen Beschäftigungen nach, die in einem Arbeitsbuch eingetragen worden sind. Der Vater war am Bau tätig, danach sechs Jahre lang „ausgesteuert“, das heißt, arbeitslos ohne jegliche Unterstützung bis zur Dienstverpflichtung in Deutschland. Pensionierter Glasarbeiter.

H. B.: 87 Jahre alt, weiblich, geboren am 1. April 1923 in Marienthal, eine Schwester (R. H.). Witwe, keine Kinder. Lebt heute in Wien. Beide Elternteile waren in der Fabrik beschäftigt und von der Arbeitslosigkeit betroffen. Der Vater war nebenbei Musiker und in der Zeit nach der Fabrikschließung sehr viel unterwegs. Pensionierte Kindergärtnerin/Bäckerin.

E. P.: 89 Jahre alt, männlich, geboren am 7. September 1921 in Neu-Reisenberg (grenzt an Gramatneusiedl), kam erst 1928 mit seiner Familie nach Marienthal, ein Bruder. Witwer, Vater von einer Tochter. Der Vater war in der Fabrik beschäftigt und war von der Arbeitslosigkeit betroffen, die Mutter war nicht erwerbstätig. Ob und wo der Vater eine Arbeit gefunden hat, weiß E. P. nicht mehr. Lebt heute noch in Gramatneusiedl. Pensionierter Chemiarbeiter.

R. H.: 84 Jahre alt, weiblich, geboren am 9. Juli 1926 in Marienthal, eine Schwester (H. B.). Witwe, Mutter von einem Sohn. Lebt heute noch in Gramatneusiedl. Beide Elternteile waren in der Fabrik beschäftigt und von der Arbeitslosigkeit betroffen. Der Vater war nebenbei Musiker und in der Zeit nach der Fabrikschließung sehr viel unterwegs. Pensionierte Konsum-Mitarbeiterin in Marienthal und später Filialleiterin des Konsum-Geschäftes in Ebergassing.

4.5 Interviewsituation

Die Interviews habe ich einzeln durchgeführt, da ich diese Variante einer Gruppendiskussion vorzog. Gefahr bei der Gruppenbefragung besteht darin, dass gruppendynamische Prozesse entstehen, manche Aussagen ineinander verschmelzen und einige Erlebnisse vielleicht von einzelnen Teilnehmern gar nicht so erlebt wurden. Andererseits hatte sie den Vorteil, dass Situationen, an die sich einer der Teilnehmer nicht mehr erinnert hätte, wieder zum Vorschein gebracht werden. Hier war es für mich bzw. für das Gespräch von Vorteil, wenn ich von anderen bereits befragten Interviewpartnern Aspekte ansprach, sich daraufhin die Teilnehmer auch an die eine oder andere Situation erinnern konnten und den jeweiligen Sachverhalt aus ihrer Sichtweise erzählten.

Es waren alle Gesprächspartner einverstanden, dass ich zu ihnen nachhause komme, um sie zu interviewen und über ihre Kindheit zu befragen. Von großem Vorteil war für mich, dass ich einerseits die meisten Beteiligten selbst kenne oder sie zumindest meine Großeltern kennen und diese für mich nachgefragt haben, ob ich sie besuchen darf. Somit war auch ein Grundstock an Vertrautheit da, denn die Befragten wussten bereits im Vorhinein wer ich bin und was ich von ihnen will. Bei einigen waren Gattin, Neffe oder Enkelkind dabei, um sie bei der Befragung zu unterstützen oder weil sie das Thema auch interessierte und sie gerne dabei sein wollten. Die meiste Zeit hielten sie sich jedoch zurück und sorgten für eine angenehme Interviewsituation.

Manche haben sich schon auf das Interview vorbereitet und sogar Notizen gemacht. Andere wieder hatten zu Beginn des Gespräches Probleme damit, wo sie anfangen sollten. Aber eines war bei allen Teilnehmern während und nach dem Gespräch zu spüren: sie waren glücklich und froh darüber, von ihrer Kindheit erzählen zu können und dass ihnen jemand zuhört, der sich dafür interessiert. Diese Freude konnte man bei jedem einzelnen in den Augen erkennen. Am Schluss bedankten sich viele sogar bei mir, dass sie darüber sprechen konnten und teilten diese Freude anderen Leuten in der Umgebung mit. Ich hatte sogar das Gefühl, dass es ihnen ein großes Bedürfnis war mir zu berichten, wie sie ihre Kindheit erlebt haben. Bei einigen Themen, vor allem über ihre Freizeitaktivitäten oder über Weihnachten, kamen sie sogar regelrecht ins Schwärmen.

Die Interviews entstanden bei allen Frauen und Männern in ihren jeweiligen Wohnungen bzw. Häusern. Nachdem sie von meinen Großeltern über mein Anliegen informiert wurden, luden sie mich zu sich nachhause ein, was bestimmt von großem Vorteil war, weil sie in ihrer gewohnten Umgebung waren. Alle waren mit der Aufnahme der Interviews auf einem Diktiergerät einverstanden und nur ein Teilnehmer war zu Beginn verunsichert, worüber er sprechen darf und worüber nicht. Ich klärte ihn nochmals auf, dass ich das Interview für meine Diplomarbeit verwenden werde und er über nichts sprechen muss, das ihm vielleicht als unangenehm erscheint. Als ich ihm Namen von Personen nannte, die ich bereits interviewt hatte, war der Bann gebrochen.

Der Großteil der Befragten sprach sehr gerne über ihre Kindheitserinnerungen in der Zeit nach der Fabrikschließung und es waren auch viele Emotionen, hauptsächlich positive, während der Gespräche zu erkennen. Bei lediglich zwei Teilnehmern ging ich alle von mir erstellten Fragen durch, weil sie nicht recht wussten, worüber sie erzählen sollten bzw. die Erinnerungen eher negativ waren.

Es kam während der Gespräche des Öfteren vor, dass die Befragten in die Zeit des Zweiten Weltkrieges übergangen und teilweise die Erzählungen und

Erinnerungen vermischten. In diesem Fall versuchte ich, sie wieder in die Zeit nach der Fabrikschließung zurückzuführen, was meistens auch gelang.

5. Interviews

Wie bereits erwähnt, habe ich alle Interviews einzeln durchgeführt und vorher das Einverständnis von jedem eingeholt, dass ich die Gespräche auf Tonband aufnehmen durfte. Die Gespräche waren alle sehr offen und ich erkannte dabei nicht nur die Begeisterung, über die Kindheit erzählen zu können, sondern auch die Motivation, mir bei meiner Diplomarbeit damit zu helfen.

Ebenfalls in den vorigen Abschnitten bereits dokumentiert, habe ich vorab einen Fragenkatalog zusammengestellt. Dieser sollte aber nur eine Hilfestellung sein, falls das Interview in eine falsche Richtung ging oder die Personen nicht wussten, worüber sie sprechen sollten. Die Frage, die ich zu Beginn eines jeden Interviews gestellt habe, lautete: „Wie haben Sie ihre Kindheit in Marienthal zur Zeit der Fabrikschließung in den 30er Jahren erlebt?“

Danach begannen die meisten zu erzählen, woran sie sich am besten erinnerten und mit der Zeit fiel ihnen zum Erzählten wieder etwas Neues ein, sodass meist ein Redefluss vorherrschte. Ich habe zwar darauf geachtet, dass all meine Fragen beantwortet wurden, aber in den meisten Fällen musste ich sie nicht stellen, da sie ohnehin während der Erzählungen beantwortet wurden.

Viele Teilnehmer waren so begeistert über ihre Kindheit zu reden, dass ich sie zu Beginn bitten musste zu warten, bis ich mein Diktiergerät eingeschaltet habe, was sie dann auch gerne taten. Da sich alle Befragten untereinander kennen und auch ihre Kindheit zum Großteil gemeinsam verbrachten, freuten sie sich, wenn ich erwähnte, dass ich den einen oder anderen bereits interviewt habe und wollten in weiterer Folge auch wissen, was dieser oder jener erzählt hat.

Im folgenden Teil der vorliegenden Arbeit, habe ich viele Aussagen aus den Interviews zitiert, um dem Leser die persönlichen Geschichten der Frauen und Männer näher zu bringen und einen Einblick in die Kindheit dieser Menschen zu gewähren.

5.1 Auswertung

5.1.1 Zur allgemeinen Situation

Zu Beginn muss erwähnt werden, dass in Marienthal zur Zeit der endgültigen Fabrikschließung im Jahre 1930 80 % der Familien von der Arbeitslosigkeit betroffen waren. Zu dieser Zeit lebten insgesamt 478 Familien in Marienthal. (vgl. Jahoda et al., 1975) In den meisten Fällen waren beide Elternteile plötzlich arbeitslos, einige wenige hatten das Glück in einer Nachbarortschaft Arbeit zu finden oder in Wien, was jedoch eher selten der Fall war. Gab es freie Arbeitsplätze in einer der umliegenden Fabriken, so rissen sich viele darum und nahmen es in Kauf, für einen abnorm geringen Lohn mehrere Kilometer zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurück zu legen. Für die Bauern wurde jede noch so kleine Dienstleistung gegen Naturalien durchgeführt.

„...Do kann i mi erinnern, wie dann die Fabrik stehen blieben is, des war ja eine Aufregung, des haben die Kinder aber auch mitkriegt jo, weil die sehen ja auch, die Eltern haben a Angst ‚was tun ma weiter‘. Und dann habens müssen die Fabrik abtragen, ja um Gottes Willen das war eine Aufregung. Und da habens auch Leute aufgenommen ‚Jo des san die Verräter‘ habens gsagt, haben sies boykottiert habens sies, habens glaubt, wenn die Fabrik steht, dass wieder arbeiten können. Jo ober wos net geht, geht net...“ (H. B.)

„...Im Dreißiger Jahr glaub i is de geschlossen worden, net. Da wars ja dann ganz arg, net, olles abbaut, die Fabrik still glegt, die Eltern überhaupt ka Arbeit net, alles arbeitslos...“ (E. P.)

Manche Mütter waren zuvor bereits im Haushalt tätig, was die Situation um einiges zusätzlich erschwerte, als der Mann arbeitslos wurde, weil somit keiner ein Einkommen hatte. In seltenen Fällen fanden beide Elternteile wieder Arbeit, woraufhin manche Kleinkinder untertags bei den Großeltern oder zum „Aufschauen“ bei anderen Müttern untergekommen sind. Durch die Tätigkeit als Tagesmutter konnten manche Frauen ein wenig Geld zur mageren Arbeitslosenunterstützung dazuverdienen.

Die Situation sah wie folgt aus (Jahoda et al., 1975, S. 39):

Arbeitslos (kein Familienmitglied in Arbeit)	
Mindestens ein Familienmitglied im Bezug der Arbeitslosenunterstützung oder Notstands-aushilfe	358
Kein Familienmitglied im Bezug der Unterstützung, völlig ausgesteuert oder nicht unterstützungsberechtigt	9

Insgesamt	367
In Arbeit (mindestens ein Familienmitglied)	
in Marienthal	22
in Wien	15
in Orten der Umgebung	56

Insgesamt	93
Im Bezug von Abfertigung oder Pension	18

	478

Aus dieser Aufstellung geht hervor, dass mehr als drei Viertel aller Familien des Ortes in ihrer materiellen Existenz von der Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung abhängig waren. Wichtig ist hier zu erwähnen, dass diejenigen, die in den erreichbaren Betrieben der Umgebung wieder Arbeit gefunden haben, einen Lohn in Höhe von 13 bis 32 Schilling erhalten haben und dieser somit teilweise niedriger als manche

Unterstützungsbeträge, die im Durchschnitt 1,40 Schilling pro Tag betragen, waren. Daher waren die in der Umgebung arbeitenden Familien in ihrer Lebenshaltung von den Arbeitslosen kaum zu unterscheiden. Dieser Aspekt ist vor allem deshalb interessant, weil viele der Befragten mit Stolz erwähnten, dass ein Elternteil immer eine Arbeit gehabt hat und es ihnen daher nicht so schlecht ging wie denjenigen Familien, in denen beide Elternteile arbeitslos waren.

Natürlich gab es auch Elternteile, die einen höheren Posten hatten oder in Wien tätig waren und somit mehr Geld verdienten. Dies zeichnete sich vor allem dadurch aus, dass die Kinder in diesen Familien öfter Fleisch aßen, Süßigkeiten und Geschenke zu besonderen Anlässen erhielten, bessere Kleidung und Spielzeug hatten. Allzu große Sprünge konnten aber auch sie nicht machen.

Neben diesen kommen noch die Familien hinzu, die überhaupt keine Unterstützung bekamen, die ausgesteuert oder erwerbslos waren. Keine Unterstützung erhielten auch diejenigen, die zum Beispiel keine sozialen Abgaben bezahlten und dadurch die Berechtigung an Arbeitslosenunterstützung verloren oder solche, die ausländischer Abstammung waren oder durch Eheschließung zu Ausländern wurden.

5.1.2 Wie haben Sie ihre Kindheit in Marienthal erlebt

Trotz der schwierigen Situation, in der das Geld mehr als knapp war, Sparen an oberster Tagesordnung stand und die Kinder nur sehr wenig hatten, beschrieben die meisten Interviewpartner ihre Kindheit sehr positiv. Viele erwähnten, dass sie es als Kinder nicht anders kannten, es für sie normal war, nicht viel zu essen gehabt oder zum Geburtstag und zu Weihnachten oft nichts bekommen zu haben. Für sie war die Zeit nicht immer so schlimm wie sie dargestellt wird, denn obwohl die meisten von ihnen in ärmsten Verhältnissen aufwuchsen, konnten sie trotzdem eine glückliche Kindheit in der freien Natur, die für viele damals am wichtigsten erschien, verbringen. Der soziale Zusammenhalt unter den Kindern und Erwachsenen schien

gerade in der großen Notlage, in der sie sich befanden, sehr stark gewesen zu sein. Und vor allem die Eltern versuchten ihren Kindern eine unbeschwerte Kindheit zu ermöglichen, all die Sorgen und den Kummer von ihnen abzuschirmen.

Wie bereits erwähnt, habe ich zu Beginn der einzelnen Interviews immer die Frage „Wie haben Sie ihre Kindheit in Marienthal erlebt?“ gestellt und die Teilnehmer gebeten, über alles, was ihnen dazu einfällt, zu berichten.

Manche wussten zu Beginn nicht recht, wo sie anfangen sollten und in diesem Fall habe ich eine konkrete Frage meines Fragenkataloges gestellt, was den Interviewpartnern dabei half, ihre Erinnerungen wach zu rufen. Aber die meisten begannen gleich zu erzählen, dass sie eine schöne Kindheit hatten oder dass ein Elternteil immer eine Arbeit gehabt hat und es ihnen deshalb nicht so schlecht ging.

„...Also über mich, muss ich den Ausnahmezustand bestätigen, denn meine Eltern, des heißt, mein Vater hot immer gearbeitet. Der hot, wie die Marienthaler Fabrik stehen geblieben ist, hat der Vater sofort anschließend in Ebergassing gearbeitet in der Haas ois Heizer und anschließend nach einem Jahr haben sie ihn nach Mannersdorf gerufen, in die Zementfabrik, sodass er in der Zementfabrik einen fixen, gut bezahlten Arbeitsplatz gehabt hat und ich sozusagen nicht die Not der Marienthaler Jugend mitgemacht habe, ABER Freunde natürlich genug und die Kinder ois solches, wir als Kinder haben das nicht so empfunden, die Eltern haben sich hauptsächlich um uns gekümmert und alles was nicht grad war, wurde grad gebogen, Hunger wurde gesättigt und wir in unserer Jugend haben ja alles machen können, da wor no die Landwirtschaft, wir san außē in die Au, wir hobn uns Kukuruz gebroten, Erdäpfel gebroten, wir hoben uns Fisch gfongt, da waren no Gurken und Karotten, da wor no des Kraut und und und, also do is imma wos gangen, do is a wos heim trogen worden - is eh gonz kloar. Aber die anderen waren schon, monche woren gonz schlecht dran, größere Familien, wo drei, vier Kinder warn, die warn scho gonz bitter dran, denn da war die Not scho mörderisch...“ (L. K.)

„...Naja genaue Angaben über das Leben in Marienthal in den dreißiger Jahre zum Beispiel, net, jo eigentlich 34 konnt ich mich schon erinnern, weil des wor scho...und des wor eigentlich a Zeit, in der große Umwandlungen waren, in politischer Hinsicht a und auch in menschlicher Hinsicht, weil es hat grad in Marienthal hat man des bemerkt, auch ich als Kind schon, dass obwohl die Leit in der Zeit, wo die Fabrik still gelegt wurde, sehr zusammen gehalten habn. Es hat sehr viel arme Leut gebn. I hob des Glück ghobt, dass mei Vater immer gearbeitet hat. Also i kann über die Armut, die in Marienthal wor und des konnte man jo net obstreiten, denn die meisten Leut haben ja nach ein paar Johr, nachdem die Fabrik stehen blieben is, jo als Unterstützung eine sogenannte Aussteuer bekommen... Des woa a gonz a geringer Geldbetrag, aber da wir ja im ländlichen Gelände, Gebiet wohnen hot sich a jeder irgendwie durchbissen... Aufgrund dessen dass mei Vater a Arbeit gehabt hat und doch einer der wenigen woa, die an besseren Verdienst ghobt haben, obwohl dazu möchte i nur ganz kurz einfechten – diejenigen die hier in Marienthal Arbeit gehabt haben, des woren Pendlers...“
(J. D.)

„...I muss sogn, i hab eine wunderschöne Kindheit gehabt, meine Mutter war zuhause bei uns Kindern, wir waren drei Geschwister, eine Schwester und einen Bruder hab ich ghabt und was ich weiß, mein Vater hat immer eine Arbeit gehabt, in der Zeit (...) Er war in Wien Webereimeister bei der Firma Bacher und dadurch wor er eigentlich nie arbeitslos (...) Die Familie war nicht so betroffen wie die do in Marienthal. (...) I bin aufgewachsen in Marienthal, ja, und zwar in de in de Arbeiterhäuser, wos do gwesn sind, net, fünf Leute und Küche, Zimmer. Aber wir waren trotzdem sehr, sehr zufrieden und sehr, und eine glückliche Kindheit haben wir ghabt, des muss ich schon sagen...“
(B. J.)

Die letzte Aussage möchte ich gerne genauer interpretieren. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass B. J. mit ihrer Familie auch in Marienthal in einem Arbeiterwohnhaus gelebt hat, zu fünft in einer Wohnung mit Zimmer und Küche. Dennoch betont sie, dass sie sehr glücklich waren und eine schöne Kindheit hatten. Durch die Erwähnung „die Familie war nicht so betroffen, wie die da in Marienthal“ kann man eine klare Abgrenzung erkennen. Liest

man nur diese eine Aussage, könnte man meinen, dass sie woanders gelebt hat. Man kann heraushören, dass sie nicht sehr gerne zugibt, in den Arbeiterwohnhäusern gelebt zu haben und durch die Erwähnung ihrer glücklichen Kindheit beschwichtigen möchte. Sie zählte sich nicht zu denjenigen dazu, bei denen beide Eltern arbeitslos waren und kaum Geld zur Verfügung hatten. Trotzdem ist sie, wie man später noch erfahren wird, glücklich und froh darüber, eine „Marianthalerin“ zu sein. Ich erkenne hier einen Widerspruch, indem sie sich zwar jetzt als Marianthalerin sieht, früher sich aber nicht zu den armen „Arbeiterkindern“ dazuzählen wollte. Grund dafür kann natürlich sein, dass es ihnen tatsächlich besser ging, was man in den späteren Aussagen noch erkennen wird, da der Vater in Wien eine Arbeit hatte und sie dadurch die Armut nicht so spürte.

„...also finanziell waren wir net gut gestellt, aber wir haben eine schöne Kindheit ghabt. Denn durch des, dass wir hinterm Altgebäude gleich den Herrengarten ghabt haben, da haben wir unsere Jugend verbracht. Des war ein Naturerlebnis, auf jeden Bam san wir aufegreut, wir haben a schöne... und dann Not, wir haben auch keinen Hunger gehabt, weil jeder hat an Schrebergarten ghabt und irgendein Gemüse haben wir net kaufen müssen und wenn die Mutter ein Stückerl Fleisch gekauft hat, jo, nau des hot uns (Pause) Also i möcht sogn i hob a glückliche Jugend ghabt...“

(R. H.)

Viele der Befragten erzählten häufig in der Wir-Form. Dies könnte man als Gemeinschaftsdenken deuten oder es ist auch auf die Familie bezogen. Bezüglich des Schrebergartens dringt ein wenig Selbstsicherheit durch, als R. H. sagt „irgendein Gemüse haben wir net kaufen müssen“. Gemüse wurde selbst angebaut und dadurch hatten sie zumindest von dieser Nahrungsquelle immer zu essen. Beim Fleisch hingegen brach sie den Satz ab, vermutlich, weil es das nicht sehr oft gegeben hat. Die glückliche Jugend bzw. Kindheit wird häufig in Verbindung mit dem Herrengarten erwähnt, der für die damaligen Kinder wirklich von großer Bedeutung gewesen zu sein schien. Auf diesen werde ich in einem späteren Kapitel noch näher eingehen.

Andere der befragten Personen begannen davon zu berichten, dass sie sich erst ab dem Kindergarten- bzw. Volksschulalter zurückerinnern oder von konkreten Erlebnissen erzählen könnten wie zum Beispiel H. B., die Schwester von R. H., die sich an die Zeit erinnert, als die Fabrik noch in Betrieb war.

„Ich kann mich noch erinnern, da war ich noch ganz klein, i muss so vier, da muss i so vier, fünf Jahr alt gwesen sein, da dürft noch die Fabrik gangen sein, denn wenn die Sirene gheult hat, um zwölf Uhr ist die Sirene losgangen, da sind die Leute raus gströmt von der Fabrik. Des waren so viele Menschen, dass kein Fahrzeug hat fahren können. Soviele sind raus geströmt. Dann sind sie in den Herrenpark gegangen, des war von der Herrschaft der Park, des is jetzt schon alles kaputt. Dort haben sie ihr Mittagessen gegessen und meine Großmutter (...) hat für die Leute gekocht und der Großvater (...) war der älteste Arbeiter. Die sind von Böhmen her gekommen (...) Der Großvater hat dort angefangen als Lehrbub und ist in Pension gangen als Spinnmeister. (...)“ (H. B.)

Etwas anders war die Antwort des ehemaligen Bauernkindes:

„...Also i hob meine ersten Erinnerungen eigentlich erst so um 1934 wie i in die Schul eintreten bin, vorher kann i mi eigentlich net an viel erinnern. An den Kindergarten ein bisserl... (...) Sonst wies uns gangen is... Mir is eigentlich net schlecht gangen. I weiß nur, dass i a schlechte Esserin wor (lacht) und dass, also eigentlich bei uns zu üppig im Bauernhaus gekocht worden is...“ (A. P.)

Einen großen Unterschied erkennt man hier schon darin, dass die Fabrik und die vorherrschende Arbeitslosigkeit keineswegs erwähnt wurden. Das Bauernkind, das im Ortsteil Gramatneusiedl aufwuchs, der deutlich von Marienthal getrennt war, bekam von der damaligen Situation so gut wie gar nichts mit. Und eine signifikante Abweichung liest man auch bei der Aussage, dass im Bauernhaus zu üppig gekocht wurde. Diese Gegebenheit konnte von den Marienthaler Kindern niemand behaupten, woraus man auf sozial unterschiedliche Schichten schließen kann.

5.1.3 Wie kann man sich die Wohnverhältnisse vorstellen

Charakteristisch in Marienthal sind die Arbeiterwohnhäuser, die während der Blütezeit der Fabrik alle nach demselben Muster entstanden sind. Die Siedlung ist sozusagen um die Fabrik herum gebaut worden. Da immer mehr Zuwanderer nach Marienthal kamen, um hier Arbeit zu finden, musste alles schnell gehen und somit war die Bausubstanz nicht die allerbeste. Die Zustände, in denen die Menschen wohnten, waren oft miserabel, aber es konnte aufgrund der fehlenden Mittel nichts erneuert werden. Auch die Gemeinde hatte zu dieser Zeit kein Geld, das sie zur Verfügung hätte stellen können. Die Wohnungen waren viel zu klein für eine ganze Familie, für heutige Verhältnisse unvorstellbar. Obwohl die Leute kaum etwas hatten, machten sie trotzdem das Beste daraus.

Heute noch kann man die Grenze zwischen Gramatneusiedl und Marienthal erkennen. Ersichtlich ist diese durch die langgestreckten einstöckigen Wohnhäuser entlang der Hauptstraße. Der Teil, in dem sich die Wohnhäuser heute befinden, die allerdings mit der Zeit renoviert und die Wohnungen zusammengelegt wurden, war das Arbeiterviertel. Der andere Teil, der damals zu Gramatneusiedl gehörte, war die Bauernortschaft, wo auch heute die noch übrigen Bauernfamilien angesiedelt sind.



Abb.2: Im Vordergrund das Bauerndorf Gramatneusiedl, in der Bildmitte die Straße nach Marienthal, im Hintergrund links die Textilfabrik Marienthal. Grafik von Josef Popper

Bis auf zwei der befragten Personen lebten alle mit ihren Familien in den Arbeiterwohnhäusern, Großteils im Arbeiterwohnhaus Altgebäude. Selbst diejenigen Familien, bei denen zumindest ein Elternteil wieder Arbeit fand und sie dadurch mehr Geld zur Verfügung hatten, lebten in einer Wohnung, die nur aus Zimmer und Küche bestand. Bei den beiden anderen handelt es sich zum einen um J. D., der mit seinen Eltern beim Fleischhauer Hillinger, welcher sich bereits im Ortsteil Gramatneusiedl befand, in einer Wohnung lebte, er sich aber aufgrund der Tätigkeit seiner Eltern in der ehemaligen Fabrik trotzdem zu den Marienthalern zählte. Seine Schwester wurde aufgrund des geringen Platzes bei den Großeltern untergebracht. Und zum anderen handelte es sich um A. P., die als Bauerstochter im Haus ihrer Eltern in Gramatneusiedl wohnte.



Abb.3: Wohnhäuser der heute revitalisierten Arbeitersiedlung Marienthal an der Hauptstraße
(erbaut 1869 bis 1882)

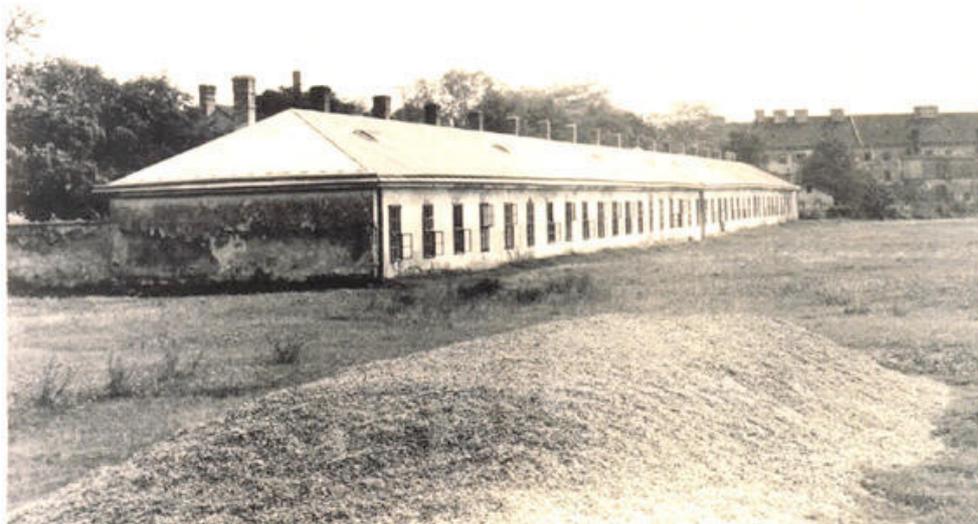


Abb.4: Das Arbeiterwohnhaus Hinterbrühl (erbaut 1887, abgerissen 1985), Hauptstraße 54,
ein gemauerter Barackenbau westlich der Arbeitersiedlung Marienthal



Abb.5: Hausgemeinschaft Nuss Hof des Arbeiterwohnhauses Marienthal, Hauptstraße 60
(erbaut 1874)

„Zimmer, Küche, Zimmer, Küche...“

Die Miete für die Wohnungen mit insgesamt rund 30 Quadratmetern Nutzfläche betrug damals 5,- Schilling.

„Die Normal-Wohnung in Marienthal besteht aus Zimmer und Küche: Arbeitslose zahlen dafür S 4,- im Monat, Arbeitende zahlten S 5,-. Die Kleinwohnungen, Zimmer und Vorraum, kosten S 3,- im Monat (früher S 4,-), die »Großwohnungen«, Zimmer, Kabinett, Küche S 6,- (früher S 7,-).“ (Jahoda 1975, S. 36)

Wenn man bedenkt, dass die Arbeitslosenunterstützung im Durchschnitt 1,40 Schilling pro Tag beträgt und eine ganze Familie zu ernähren war, blieb vom Geld nicht mehr viel übrig, meist nicht einmal ein einziger Groschen. Die Arbeitslosenunterstützung dauerte zwischen 20 und 30 Wochen, danach wurde man ausgesteuert und in weiterer Folge konnte man nur noch die Notstands-aushilfe, die in etwa 80 Prozent der Arbeitslosenunterstützung ausmachte, beantragen.

Aber auch diese Unterstützung erlosch nach 22 bis 52 Wochen und somit war der oder die Betroffene völlig ausgesteuert, oft bis zum Krieg.

„...die Not hat dann irrsinnig schnell umeinandergriffen, net. Weil dann is wirklich bei de Aussteuerungen, was dann woren, wo's nichts kriagt haben – i versteh des überhaupt net wie de durchkommen san. Da war dann der Notstand und waß der Teufel – do host jo miassn hundert Mal einreichen. I weiß nur als Kind noch, dass a Familie mit einem Kind für vierzehn Tag vierzehn Schilling ghobt hot und der Zins war fünf Schilling in olle Wohnungen gleich...“ (L. K.)

„...die Wohnung war a Katastrophe, wo ma gwohnt haben, net. Klane Kuchl, zehn Quadratmeter ois zam, Zimmer, Kuchl (...) Die zwa Betten hintereinander, die Eltern warn in an Bett und i und da Bruder warn a in an Bett. A Kosten drin gstanden und dem Vater sein Radl – der hats immer raufgetragen in den zweiten Stock, damits ihm keiner stehlt. (...) A gmauerter Ofen, die Schoben san umeinander greult, die Wanzen, Flöh...“ (W. D.)

Eine Spur besser hatten es diejenigen Familien, die das Glück hatten eine der wenigen Wohnungen zu bekommen, die über ein zusätzliches Kabinett verfügten. R. H. und ihre Schwester H. B. konnten sich dazuzählen, da ihr Großvater aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit in der Fabrik – er war einer der am längsten dienenden Arbeiter – eine größere Wohnung zugeteilt bekam.

„...Dadurch, dass mein Großvater so ein langer Arbeiter war, hat er im Altgebäude a schöne Wohnung ghobt. Ein großes Zimmer, a schönes, a große Küche und ein Kabinett. Und dann haben wir das große Glück ghabt, dass ma die Wohnung so ghobt haben, dass der Gang war unser Vorzimmer, weil da hat der Großvater a Wand machen lassen und do haben wir a Vorzimmer a ghabt, net. Also des hot net sehr bald wer ghabt. Er hat dann scho a bissl, wie soll ma sagen, a Ansehen in der Fabrik ghabt. Er war Analphabet, der ist mit sieben Jahren schon in die Arbeit gegangen...“ (R. H.)

In ihrem Aussehen sind die Wohnhäuser bis heute alle gleich und als besondere Attraktion dieser Bauten gelten nach wie vor die zwischen den Holzlagen (Schuppen) und den offenen Gängen an der Hofseite der Wohnhäusern, die man Pawlatschen nannte, gelegenen Höfe sowie die zwischen den Wohnhäusern liegenden Brunnen. Beide dienten nicht nur als wichtige Kommunikationszentren, sondern der Brunnen diente auch als einzige Wasserversorgung für die Bewohner Marienthals. (vgl. agso.uni-graz.at/marienthal/wohnhaeuser/00.htm)

„...I bin aufgewachsen in Marienthal, ja, und zwar in die Arbeiterhäuser, was da gewesen sind, fünf Leute und Küche, Zimmer, aber wir waren trotzdem sehr sehr zufrieden und eine glückliche Kindheit haben wir ghabt, des muss i schon sagen...“ (B. J.)

„...die Wohnungen als solches net – Zimmer, Küche, Zimmer, Küche, Zimmer, Küche (...) – 35 Mal in der Hinterbrühl¹ zum Beispiel, wir haben zu diesem Haus Hinterbrühl gsagt, von eins bis fünfunddreißig des war die Hinterbrühl, da waren 35 Wohnungen und die letzte Wohnung hat a Kabinett ghabt (...) Und in der Küche war no Ziegelfußboden, nur die Schlafzimmer haben an Holzfußboden ghabt, dann des Licht war schon da, des Licht war schon da...“ (L. K.)

Hier möchte ich einwenden, dass es elektrisches Licht zwar schon gegeben hat, aber trotzdem noch Mangelware war, wie ich aus den einzelnen Erzählungen erfuhr. Wollte man im Zimmer das Licht einschalten, so erlosch es in der Küche. Es war also nicht möglich, in beiden Räumen gleichzeitig Licht aufzudrehen. Weiter handelte es sich noch um einen sehr schwachen Strom und es gab lediglich 25 Watt Birnen.

¹„Der gemauerte Barackenbau, mit Teerdachpappe gedeckt, lag südwestlich der Gebäude Hauptstraße 52, Hauptstraße 56 und teilweise Hauptstraße 58. Er verfügte ursprünglich über 36 Wohneinheiten mit je einem Zimmer und einer Küche (gesamt etwa 24 m²) und eine Wohneinheit mit Zimmer, Küche und Kabinett. Das Wasser musste vom Brunnen beim Arbeiterwohnhaus Hauptstraße 56 geholt werden.“ (<http://agso.uni-graz.at/marienthal/wohnhaeuser/00.htm#14>, 20.09.2010) Das Arbeiterwohnhaus wurde 1985 abgerissen. Heute befindet sich an dieser Stelle die erste Wohnstraße Gramatneusiedls.

„Zum Brunnen, um Wasser zu holen...“

In den einzelnen Wohnungen gab es weder Badezimmer noch WC. Gewaschen hat man sich mit einer Lavur², in die man Wasser hinein leerte, das zuvor vom Brunnen geholt wurde oder man ging zu einem der nahe gelegenen Bäche und wusch sich dort. An einem Freitag – einer der Befragten berichtete, dass es ein Mal im Monat oder manchmal nur einmal alle zwei Monate passierte – ist ein Waschtrog aufgestellt worden, worin vor allem die Kinder, meist von den älteren Geschwistern oder von der Mutter mit warmem Wasser, welches zuvor in einem Kessel über dem Feuer gewärmt wurde, gebadet wurden. Rundherum wurde ein Strick gespannt, auf dem man die Wäsche zum Trocknen und zusätzlich eine Decke aufgehängt hat. In dem Wasser wurden selbstverständlich mehrere Familienmitglieder gebadet, die Kleinsten oft gleichzeitig.

„...na und a Problem war wegen dem Baden. Wir habens Wasser miassn holen, so wennst a Badewanne angefüllt hast, san i und da Bruder gangen waß i zehn, fünfzehn Mal mit den Kübeln, dass des Schaffel³ voll worden ist, net, und donn san ma gebadet worden einmal im Monat oder was net oder a Mol in zwa Monat...“ (W. D.)

Um Wasser zu holen, mussten die Menschen oft bei den Stiegen des Hauses hinunter, durch eine Allee und über die Straße gehen, bis sie einen der wenigen Brunnen erreichten. Dieser Weg konnte schon 50 bis 70 Meter betragen, was, wenn man bedenkt, dass meist zwei Kübel Wasser geholt werden mussten, nicht unbedingt eine einfache Angelegenheit war. Mehrere Wohnhäuser, meist drei bis vier teilten sich einen Brunnen.

„...Do san drei, vier Häuser gangen, fünfzig, sechzig, siebzig Meter ums Wasser. (...) Die haben müssen gehn, den ersten Stock runter, runter in Hof, den ganzen Hof durch, durch die Allee über die Gassn zum Brunnen. Es war a wunderbores Trinkwasser, aber holen hast es müssen und zum Waschen

² Österreichisches Wort für Waschschüssel

³ Großer Behälter

san die Frauen zwa Mal gangen mitn Kübel oder Amper⁴. Des war scho für alle a Belastung, aber bitt schön, des wor so und is so hingegenommen worden und so ist glebt worden, aus fertig, net..." (L. K.)



Abb.6: Wilfried Zeller-Zellenberg (1910–1989): Arbeiterwohnungen mit Gemeinschaftsbrunnen. 1974.

⁴ Kübel, Eimer oder auch Gießkanne

„Die Ratten kamen bis hinauf...“

Das Wohnhaus Altgebäude verfügte über in das Stiegenhaus integrierte Abortanlagen mit Trichterklosetts, die sich mehrere Parteien teilten. Das heißt, die Toiletten befanden sich nicht in der Wohnung, sondern im Stiegenhaus. Man kann sagen, dass die Leute, die in dieser Wohnhausanlage lebten, soweit man dies behaupten kann, noch besser dran waren, denn bei den restlichen Arbeiterwohnhäusern musste man ins Freie gehen und den Hof überqueren, um seine Notdurft verrichten zu können. Oft teilten sich bis zu sieben Parteien eines dieser Plumpsklos, das heißt es wurde von mehr als 20 Personen benutzt. War es draußen dunkel, zu kalt oder das Klo besetzt, half man sich mit einem Kübel in den eigenen vier Wänden. Lediglich die Beamtenwohnhäuser verfügten noch über Toiletten am Gang.

„...des war offen des Klosett und auf des Klosett sind sieben Parteien drauf gangen (...) Da haben wir damals auch schon gschaut auf Reinlichkeit haben wir scho gschaut, hot a jeder a Gwehr ghabt (lacht), des heißt, des war a Brett und da haben wir a Rundung ausgeschnitten und mit dem san ma aufs Klo gangen, haben wir hingelegt und da haben wir uns drauf gsetzt, feine Leit waren wir schon (lacht)...“ (H. B.)

Bevor man das Klosett betrat, war es üblich, mit einem Brett an die Tür zu klopfen, um die Ratten, die bis hinauf in den ersten Stock kamen, zu vertreiben. Ein zusätzlicher Grund für die Rattenplage waren die Mistgruben, in denen der Müll gesammelt wurde. Diese befanden sich meist am Gang zwischen den Toiletten, wurden lediglich mit Brettern zugemacht und nur selten geräumt.

„Das Wäschewaschen war eine Prozedur...“

Das Wäschewaschen war eine schwierige Angelegenheit und anstrengende Prozedur für die Frauen. Waschküchen gab es nicht in jedem Wohnhaus und wenn doch, musste man sich rechtzeitig beim Hausmeister anmelden. War keine Waschküche im Haus vorhanden, musste die Wäsche zu einem

anderen Haus, das eine hatte, geschleppt werden. Dort wurde in riesigen Kesseln die Wäsche ausgekocht. Etwas später gab es eine Presse, durch welche die Wäsche durchgezogen werden konnte, um sie nicht mehr mit der Hand auswinden zu müssen. Die weiße Wäsche, vor allem Leintücher, wurde von den Frauen auf der Wiese ausgebreitet, damit sie von der Sonne ausgebleicht wurde. Aufgrund der schwierigen Umstände, wurde der Washtag in den meisten Familien nur alle zwei Wochen durchgeführt.

„...jo do hots geben die Waschkuchl, do hat man sich müssen anmelden. Da war der Hausmeister und an dem Tog, wos frei wor, hast dich angemeldet. Einmal in der Wochn oder einmal in zwa Wochn, net...“ (W. D.)

„...Des woa was, mei Lieber. Anheizen scho zeitlich in der Früh, die Wäsch hinziehen, dann habens gwaschen, grumpelt. Dann hats endlich einmal a Press gegeben, net, dass’d nimma ausboina⁵ hast miassn. (...) Mei lieber Freund, da san die Frauen scho dran kommen, an so an Washtag...“
(J. D.)

„Ein Tisch, ein Sessel und dann war gleich die Eingangstür...“

Die Familien, die in den Arbeiterwohnhäusern wohnten, lebten auf engstem Raum zusammen. Die Wohnungen waren sehr klein und nur mit dem Notwendigsten ausgestattet. Eltern und Kinder schliefen im selben Zimmer und teilten sich nicht selten das Bett. Handelte es sich um Familien mit mehreren Kindern, teilten sich die Geschwister ein Bett zusammen. Ein eigenes Zimmer oder gar einen Raum zum Zurückziehen kannte man damals nicht. Manchmal kam es auch vor, dass die Großeltern in derselben Wohnung lebten. Als die Fabrik noch in Betrieb war und einige Arbeiter aus anderen Ortschaften nach Marienthal pendeln mussten, gab es zu dieser Zeit zusätzlich so genannte Bettgeher, die für einen kleinen Schlafplatz bezahlten. Dadurch konnten manche Haushalte einen kleinen Nebenverdienst erwerben.

⁵ auswinden

Im Zimmer standen meist ein Bett bzw. noch zusätzliche Schlafmöglichkeiten hintereinander sowie ein Kasten. Die Schmutzwäsche wurde vorwiegend hinter der Türe gesammelt, aber viel Kleidung hatte man ohnehin nicht gehabt.

Die Küche bestand aus einem Tisch mit Sesseln und einem gemauerten Ofen. Um den Ofen anzuheizen, benötigte man Kohlen. Häufig konnte man nicht einmal mehr Geld für Kohlen aufbringen, weshalb die Leute zur Bahn Kohlen klauben gingen. Handelte es sich nur um kleine Kohlendiebstähle, drückten die Gendarmen meist ein Auge zu. Aber es kam schon auch vor, dass die Leute angezeigt wurden und Strafe zahlen mussten. Im Buch „Die Arbeitslosen von Marienthal“ heißt es:

„Ich gehe öfters auf die Bahn »Kohlen klauben«. Einmal wurde ich schon gestraft, aber es kostete nur 1 Schilling. Unsere Gendarmerie ist sehr gut, und die Leute von der Bahn kennen mich auch schon. Es weiß eh jeder, was für arme Teufel wir sind, aber angezeigt darf man halt nicht werden.“ (Jahoda et al., 1975, S. 42)

In manchen Familien gab es nicht einmal Geschirr. Für die Kinder war zu Tisch nicht immer Platz und daher nahmen sie ihre Mahlzeiten auf einem Schemel ein. Das Brot, das in jedem Haushalt von der Frau selbst zubereitet wurde, musste zu einem Bäcker, der über einen Brotbackofen verfügte, hin gebracht und wieder abgeholt werden. Hierfür wurden an den Laiben Schilder angebracht, damit sie nicht verwechselt wurden.

„...In der Kuchl da war der gmauerte Ofen, dann war des Wasserbankl, da waren zwei Kübeln drauf, in der Mitten unten war der Scherm, unten a Vorhangl, der Schmutzkübel... Dann war a Waschstockerl, wo die Lavur drauf war und auf der andren Seite war der Tisch, jo der Tisch, a Sessel und dann war scho die Eingangstür und war scho aus...“ (W. D.)



Abb.7: Küche in einem Arbeiterwohnhaus

Da es in dieser Zeit noch keinen Kühlschrank gab, wurden manche Lebensmittel, zum Beispiel eingekochte Marmeladen oder andere Konserven entweder im Kleiderkasten, der im Zimmer stand oder zwischen dem Außen- und dem Innenfenster aufbewahrt. Alles andere, das nicht gelagert werden konnte, wurde ohnehin gleich verzehrt oder verarbeitet.

Familien mit ein bis zwei Kindern – die durchschnittliche Kopfzahl pro Haushalt betrug 3,1 (vgl. Jahoda et al 1975, S. 36) – hatten es noch etwas leichter, was das Zusammenleben in den kleinen und nur notdürftig ausgestatteten Wohnungen betrifft. Es gab aber auch Großfamilien mit mehreren Kinder, die auf engstem Raum zusammen lebten – aus heutiger Sicht unvorstellbar. Dazu kam die schwierige Situation hinzu, alle Kinder durchzubringen und zu ernähren. Wie das die Mutter geschafft hat ist J. N., der in einer 15-köpfigen Familie aufgewachsen ist, bis heute unklar. Die Familie lebte von der Notstandszahlung des Vaters, der alle vierzehn Tage 30,- Schilling erhielt und des ältesten Bruders, der 15,- Schilling im selben Zeitrahmen bekam, weil er nicht verheiratet war.

„...Meine Mutter hat dreizehn Kinder ghabt (...) wir waren in der Wohnung, die Küche und das Zimmer alles circa zwanzig, siebenundzwanzig Quadratmeter, die Kuchl zehn, zwölf. Wir haben sechs in zwa Betten gschlafen, die Kinder aufgeteilt, die zwei kleinsten sind bei den Füßen gelegen...“ (J. N.)

„Die Wanzen, die waren überall...“

Nicht nur, dass die Räumlichkeiten ohnehin schon klein und nur sehr gering ausgestattet waren, so hatten die Bewohner noch zusätzlich mit Ratten, Wanzen, Flöhen und anderem Ungeziefer zu kämpfen. Matratzen, wie wir sie heute kennen, gab es dazumal nicht, die ersten gab es erst nach dem Krieg. Stattdessen wurden Strohsäcke mit Stroh oder getrockneten Kukuruz-Blättern⁶ ausgestopft, in die sich mit der Zeit unter anderem Flöhe einnisteten. Aus diesem Grund wurden die „Liegeunterlagen“ ein- bis zweimal im Jahr auf einer Wiese geöffnet und ausgebreitet, sodass sie wieder frei von Ungeziefer waren. Manchmal wurden sie auch neu gefüllt.

„...in dieser Zeit, wir woren so arm, net nur mia allein, dass da eine Matratze gar net hast leisten können, da haben wir die Strohsäck ghabt mit den Kukuruzblattln ausgestopft, net. Von den Bauern haben wir des Ding gholt, des Kukuruz-Stroh. (...) Einmal im Jahr oder so san ma mit de Matratzen, also mit de Kukuruzstroh auf die Jungwiesn gfohn und ausgeleert, aufgebretet, dass die Flöh alle raushupfn, auslüften, aber net wir allan, da war a Haufen und da (...) Das hat zwei Stunden gedauert.“ (W. D.)

⁶ getrocknete Maisblätter

„...die Schaben sind umeinandkrecht⁷ die Wanzen, Flöhe (...) Wennst bei de Nachbarn im unteren Bett... da war i najo so a Bua a fünf, sechs Jahr, des Licht hast aufdreht, da war die Mauer ganz braun wie die Wanzen umkrecht san. (...) Flöhe und Wanzen waren damals an der Tagesordnung (...)“
(W. D.)

„...die waren überall, de Wanzen! Aber dann im Krieg, da habens das DDT⁸ erfunden, des war wie a Schlag, dann wars aus. Was mei Mutter geputzt hat, die war ka Frau, was net geschaut hat und so, jede Wochn die Betten auseinand genommen und Petroelum rein und so, weil hast ja nix ghobt als wie a Petroleum, net, also da hat sie mei Mutter, also sie hats net weggebracht, des hot a jeder ghobt. Wenn heit ana sagt, er hot im Altgebäude kane Wanzen ghabt, des is net wahr, des gibt's net (...) Flöhe waren net so arg, Flöhe haben wir net so gelitten, aber mit den Wanzen haben wir ordentlich gelitten, weil ja alles net so dicht war wir heute, net...“
(R. H.)

Trotz der schwierigen Umstände, hielt man viel auf Sauberkeit, worüber auch im Buch „Die Arbeitslosen von Marienthal“ berichtet wird. Der geringe Besitz, viel hat man ja nicht gehabt, wurde sehr penibel verwaltet. So wurden zum Beispiel die wenigen Klamotten die man hatte, sorgfältig zusammengelegt und im Kasten aufbewahrt, der trotzdem oft zur Hälfte leer war. Vor allem mit Kinderbekleidung wurde achtsam umgegangen, da diese an die jüngeren Geschwister weiter gegeben wurden. Auch sonst wurde darauf geachtet, dass die Wohnräume, Böden und Möbel sauber gehalten wurden.

„...Ich muss ganz ehrlich sagen, was mi i als Kind erinnern kann, in unseren Wohnungen, Küche, Zimmer, also kann mi net erinnern, dass irgendwie in de

⁷ gekrochen

⁸ Das Insektenvernichtungsmittel DDT (dichloro-diphenyl-trichloroethane) ist eine Mischung von Stoffen, deren Zusammensetzung sich ändern kann. Es wurde in den 50er und 60er Jahren weltweit verwendet, in der Landwirtschaft, in Haushalten/Gärten aber auch zur Malaria-Bekämpfung. Wegen möglicher Auswirkungen auf Wildtiere wurde die Verwendung seit den 70er Jahren in vielen Ländern stufenweise beendet. In Österreich wurde der Einsatz von DDT 1992 verboten. (www.greenpeace.at/uploads/media/DDT_01.pdf, Stand 22.09.2010, 21:04 Uhr)

Wohnungen so ausgeschaut hat, wie's zeigt haben⁹. Ich kann mich nicht erinnern, ob's bei unserer Nachbarin war oder bei der Frau B. oder bei der Frau N. oder irgendwie, die waren ja alle in der Situation, aber ich kann mich nicht erinnern, dass da so ausgeschaut hat..." (B. J.)

„Die Bauern und die Industrie, die haben sich immer bekriegt..."

Die befragten Personen aus der Arbeiterschicht wuchsen von Beginn an mit diesen Verhältnissen auf und daher kannten sie es nicht anders. Von ihnen wurden die Umstände als normal betrachtet und es gab auch keine Vergleiche mit sehr viel besser Gestellten, die sie heranziehen hätten können.

Und trotzdem gab es Familien nur wenige hundert Meter von ihnen entfernt, die sehr wohl anders aufwuchsen, in Häusern, wo jeder ein eigenes Zimmer hatte. Die Kinder der Bauern in Gramatneusiedl kannten die Vorkommnisse in Marienthal kaum oder gar nicht. Die Grenze zu Marienthal wurde von ihnen nicht überschritten und mit den Kindern kamen sie lediglich in der Schule in Berührung, wo es für sie keine Unterschiede zu bemerken gab. So kannten viele selbst nicht einmal die Fabrik. Allerdings kann ich hier nur die Erzählungen eines einzigen Bauernkindes, die ich im Zuge meiner Befragung erhielt, heranziehen.

„...wir haben unsere Wohnung ghabt, jeder ein Zimmer, des stimmt schon und dann für die Arbeiter hat mein Vater, der war da a sehr, der hat a, für die dass die a Wohnung ghobt haben. Wir haben noch an Kutscher ghabt, a Ehepaar als Schweizer¹⁰ und an Hausknecht und da hat ein jeder ein Zimmer ghobt. (...) Der Lohn war ja damals net so groß, dass die große Sprünge hätten mochen können. Aber es war bei uns so, dass die scho a recht a

⁹ Hier ist der Film „Einstweilen wird es Mittag..." gemeint, der 1987 von Karin Brandauer gedreht wurde und auf der Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal" basiert (Erstsendung ORF, 1. Mai 1988).

¹⁰ Schweizer, veraltet auch Schweitzer, ist eine ehemalige Berufsbezeichnung. Schweizer übten außerhalb ihres Landes entsprechend ihren Fähigkeiten bestimmte Berufsarten aus. ([http://woerterbuch.babylon.com/schweizer%20\(beruf\)/](http://woerterbuch.babylon.com/schweizer%20(beruf)/) Stand 30.09.2010, 13:30 Uhr)

schönes, also jeder ein eigenes Zimmer ghobt hot, das beheizbar war. (...)“
(A. P.)

„... I muss ehrlich sagen, wir san net viel rauskommen, wir san bis zum Jung¹¹, also dieses Zuckerlgeschäft (...) und dort haben wir die Milch hingeführt, das war eigentlich auch der Sonntagsspaziergang, da san wir dann raus gängen und da haben wir uns dann irgendwas kaufen dürfen, da hat die Mama jedes Mal verrechnet, am Sonntag ist die Milch verrechnet worden und dann ist ein Gegenkauf gemacht worden und da haben wir jedes Mal was gekriegt. Also das war immer der Sonntagsspaziergang – bis dorthin, weiter sind wir eigentlich nicht gekommen...“ (A. P.)

Hervorzuheben ist auch folgende Aussage von A. P.:

„...I glaub Marienthal ist eine eigene Kolonie gwesen, die, der es nicht so schlecht gegangen ist, weil sie ja behütet worden is schon durch diese, ja durch dieses Bekannt sein. Des war eine geschlossene Gemeinschaft und ich glaub, dass sich die Männer gar net so arm gefühlt haben...“ (A. P.)

Aufgrund dieser Erzählung kann man gut erkennen, dass die Kinder im Ortsteil Gramatneusiedl, wie bereits erwähnt, teilweise überhaupt nichts von der Situation der Marienthaler bemerkt haben. Zumindest nicht von denjenigen, die nie die „Grenze“, die es damals zwischen Gramatneusiedl und Marienthal gab, überschritten haben. Dass die Marienthaler eine Notlage erlebten, ist ja nicht abzustreiten und deshalb ist es umso verwunderlicher, dass Kinder, die sozusagen im selben Ort lebten, von der Arbeitslosigkeit nichts mitbekommen haben. Ich denke, dass auch hier in den Familien nicht darüber gesprochen wurde und man dankbar war, für Arbeiten, die selbst nicht durchgeführt werden wollten, Marienthaler Arbeitslose heranziehen zu können, die für ein wenig Essen, alles taten. Die Bauern hatten vielleicht auch nicht sehr viel Geld, aber wie bereits erwähnt, genügend Naturalien, die sie eintauschen konnten.

¹¹Zuckerbäckerei und Speiseeiserzeugung von Julius Jung, Gramatneusiedl, 19??–1979

Zu glauben, dass sich die Männer nicht so arm gefühlt haben, zeugt davon, über den damaligen Zustand nicht Bescheid gewusst zu haben. Warum hier ausgerechnet die Armut der Männer angesprochen wurde, liegt wahrscheinlich daran, dass ihrer Erinnerung nach hauptsächlich Marienthaler Frauen zu den Bauern arbeiten gingen und eine Jause für ihre Männer und Kinder mitgenommen haben. Das erwähnte „Bekannt sein“ der Marienthaler Gemeinschaft gilt bestimmt nicht für die damalige Zeit, auch wenn durch die Forschergruppe einiges für die Arbeitslosen getan wurde. Bekannt wurde Marienthal erst im Laufe der Zeit, durch die Veröffentlichung des Buches und später durch den Film. Dass es eine geschlossene Gemeinschaft war, dem stimme auch ich zu. Das wurde genauso von den anderen Befragten erwähnt und dies war wichtig, um sich durch die Not durchzuschlagen.

Ob dies nur ein Einzelfall ist oder auch die anderen Bauernkinder nicht nach Marienthal kamen, konnte ich im Zuge meiner Befragungen leider nicht herausfinden. Allerdings kam in einer Erzählung zum Vorschein, dass der Unterschied zwischen der Arbeiterkolonie und der Bauernschaft in Gramatneusiedl sehr wohl zu spüren war, zum Beispiel in der Schule. Auch heute ist dieser Schnitt manchmal noch vorhanden. Es gibt zwar keine Arbeiterkolonie mehr, aber die Haltung gegenüber den Bauern ist teilweise in der älteren Generation immer noch negativ belastet.

Die nachfolgenden Schilderungen über den Unterschied zwischen den Bauern- und Arbeiterkindern wurde nicht in allen Befragungen so dargestellt. Manche waren der Meinung, dass es keinen Unterschied gab oder er ihnen nicht bewusst aufgefallen ist. Es kann aber auch sein, dass dies einige mehr mitbekommen haben und andere wieder weniger, weil sie sich ohnehin nur in ihren Gruppen aufgehalten haben oder weil es ihnen besser als den Arbeiterkindern ging. Eine weitere Vermutung könnte sein, dass diese Unterscheidung hauptsächlich bei den Mädchen zu spüren war, damals waren die Klassen ja noch nach Geschlechtern getrennt.

„...wir haben es sehr schwer ghabt in der Schule, wenn ich von dem sprechen kann, weil ja wir, es war immer die Arbeiterkinder und die Bauern. Jetzt ist des ja dahin, aber des war a sehr großer Unterschied. (...) Erstens einmal,

wir waren immer, also wir waren schon immer nett und sauber angezogen, oba es waren halt immer diese Arbeiterkinder – ‚de kumman von de Arbeiter oder von de Arbeitslosen‘. Also es war immer dieser, i will net sagen Hass oder was, aber dieser Standesdünkel kann man des sagen, es war immer und de Bauern haben ja a net vü ghabt, oba des wor a eigener Stand. (...) Das habe ich schon in der Schule gemerkt, vorher san ma eigentlich net so zam kommen, jo wenna wen zum Arbeiten braucht haben, dann habens die von Marienthal gebraucht natürlich, ja, aber sonst hast von ihnen nix haben können... Also i kann mich noch erinnern als Kind also, ist unser Mama einmal um die Milch, irgend, die san jo immer zu de Bauern um a Milch gängen und einmal bin i mitgangen hoit an der Hand bin i halt so mitzottelt und ich hab nicht rein dürfen. I hab müssen draußen stehen bleiben, jo weil i hätt vielleicht wos stehlen können. Des war scho der Unterschied. Und ich muss sagen, in der Schule, ich hätt mich nicht neben ein Bauernmädchen gesetzt. Des war so der Unterschied, des hat sich dann Gott sei Dank verloren (...) Aber man will des nicht immer erwähnen, aber i war da sehr sehr, ui da war i sehr beleidigt, wenn nur einer zu mir gsagt hat ‚Arbeiterkind‘, da bin i in die Luft gängen, also das hab ich nicht vertragen, des hab i net vertragen. Und es war immer dann a später, es hat jo donn alles gegeben, aber es war immer später immer a bissl des (reibt die Hände) es war halt immer der Schnitt da – bei unserer Generation. (...) Wir waren eben a Fabriks und Bauern, wir waren halt zweierlei und dafür, des hat immer geheißen Marienthal und des war immer Gramatneusiedl...“ (B. J.)

Diese Erzählung beschreibt den Unterschied zwischen der Bauernschaft und der Arbeiterschicht aus der Sicht von B. J. sehr deutlich. Zum einen dürfte es einen Unterschied im äußeren Erscheinungsbild anhand der Kleidung gegeben haben, was ja auch von anderen Interviewpartnern erwähnt wurde. Allerdings betont sie, dass auch sie, also die Kinder aus Marienthal, immer nett und sauber angezogen waren. Der Schmerz, den sie durch die abwertenden Bemerkungen der anderen Kinder immer wieder zu spüren bekam, ist in ihren Aussagen „de kumman von de Arbeiter oder von de Arbeitslosen“ oder „da war i sehr beleidigt, wenn nur einer zu mir gsagt hat ‚Arbeiterkind‘“ eindeutig feststellbar. Auch ihre schmerzhafteste Erfahrung, die sie beim Milchholen mit ihrer Mutter erlebt hat, dürfte ihren weiteren

Umgang mit der Bauernschaft geprägt haben. Dies erkennt man zum Beispiel daran, dass sie sich in der Schule nie neben ein Bauernkind gesetzt hätte. Neben der Scham, dass oft beide Elternteile arbeitslos waren und in vielen Fällen kein Ende der Arbeitslosigkeit in Sicht war, kam die Verspottung oder Ausgrenzung von anderen Kindern – hauptsächlich von Mitschülern aus Nachbarortschaften oder der Bauernschicht – hinzu, unter denen die Marienthaler Kinder sicherlich oft zu leiden hatten. Deshalb war ihre Freizeit, in der sie sich mit Gleichgesinnten beschäftigen konnten, sicherlich ein umso wichtigerer Faktor in ihrer Entwicklung.

Dennoch könnte sie auch stolz sein, ein Arbeiterkind gewesen zu sein. In der Blütezeit der Fabrik war die Einstellung zu den Arbeitern mit Sicherheit positiv. Und es wurde auch über die Arbeiterschicht die Studie durchgeführt. Ihre soziale Identität, in der sie scheinbar immer noch nach dieser langen Zeit schwebt, ist in ihren Aussagen deutlich erkennbar. Die Bezeichnung „Arbeiterkind“ ist nach wie vor Teil ihrer Identität, die sie dazu bringt, auch rückblickend, emotional auf die Beleidigungen zu reagieren. Mittlerweile könnte sie von dieser schmerzhaften Erfahrung distanziert sein und trotzdem wird sie immer noch davon begleitet, was zeigt, dass die Tiefe des Schmerzes, den sie von ihren Mitmenschen erfahren musste, bis heute die Erinnerungen an ihre Kindheit beeinflusst.

„...die Bauern und die Industrie, die haben sich immer bekriegt, die haben sich net vertragen. Und unterm Krieg san wir doch hin gegangen und dann warens froh, dass uns ghabt haben, weil mein Vater hat dann die Russen empfangen und habens Vorteile durch uns ghabt. (...) Mich habens gar net gekannt, die Bauern haben mi, i war für sie fremd, weil i bin mit Bauern überhaupt net zsam kommen...“ (H. B.)

„...Mia san mit de Bauern ja gar net so viel zsam kommen, des, des war fost so a Trennung... Es hat sehr viele Leute gegeben, die sind zu die Bauern um a Milch gängen, aber mia san net raus gängen, mia san mit de Bauern ganz wenig zsam kommen, net (...) Schauen's die haben zumindest allerweil a Essen ghabt, net. Weil Hungern haben die nie müssen. Wird ihnen auch net

so wie's jetzt is, net, weil jetzt, wenn er net mitn Mercedes fahrt, geht's ja net, net..." (R. H.)

„...Eines war zum Beispiel auffallend, es war immer wieder eine gewisse Diskrepanz zwischen Gramatneusiedler Kindern und Marienthaler Kindern, net. Mia Marienthaler Kinder, wo i a dazu ghört hob, weil meine Eltern, waren jo von Marienthal ause, wir hoben jo nur beim Hillinger¹² gwohnt und des war scho Gramat, net, do is donn die Grenz gwesen. (...) Die Diskrepanz, die sich dann aber im Lauf der Zeit, wie i aufgewachsen bin und älter worden bin, hat sich des irgendwie vermischt, net, des hot sich dann aufgehört. Wir waren nimmer, weil wir waren ja nur die Behm¹³, net – die Fabriksbehm. So haben wir geheißten von de Bauernkinder. (...) Dass de Kinder so waren, des is von de Großen kommen, wie immer, net, des is, a Kind lernt jo nur von de Erwachsenen, aber des hat si dann aufgehört..." (J. D.)

Interessant zu diesem Kapitel ist das Ergebnis einer Aufsatzaktion zum Thema „Gedanken über Arbeitslosigkeit“, welche von der Forschergruppe in der Hauptschule Gramatneusiedl durchgeführt wurde. Im Zuge dieser Aktion wurde der Unterschied zwischen den Kindern aus Nachbarortschaften, Bauernfamilien und Marienthaler Arbeiterkindern ziemlich deutlich. Das Phänomen der Arbeitslosigkeit war auch Erstgenannten geläufig. Allerdings nahmen es die Marienthaler Kinder mit hoffnungsloser Ergebnisheit hin, während die anderen Kinder in ihren Aufsätzen ihren Frohsinn darüber, dass sie nicht zu den Arbeitslosen und Deklassierten gehörten, zum Ausdruck brachten. (vgl. Jahoda et al 1975)

„Ein 12jähriger Bub aus der Umgebung von Marienthal, dessen Eltern Bauern sind, schreibt:

»Ich habe über Not und Arbeitslosigkeit noch nicht nachgedacht. Ich bin froh, daß ich mich sattessen kann.«

¹² Fleischhauerei Josef Hillinger, Gramatneusiedl, 1937–1949.

¹³ Böhmen. Viele Fabrikarbeiter kamen aus Böhmen, u. a. auch die Großeltern von J. D.

Das Kind eines Arbeiters aus der Umgebung von Marienthal schreibt:

»In den meisten Ländern Europas herrscht Not und Arbeitslosigkeit. In vielen reichen Familien wird das Brot und Speisereste weggeworfen und manche Familie wäre uns dankbar, wenn sie das tägliche Brot hätten. Und so ist es in allen Ländern.« (Jahoda et al 1975, S. 77f)

Ich denke, man kann hier gut erkennen, dass es sich um Kinder aus Familien handelte, die in dieser Zeit keine Not verspüren mussten. In der ersten Aussage ist klar, dass in der Familie über die Arbeitslosensituation wahrscheinlich nicht gesprochen wurde und es ihnen ziemlich sicher an nichts fehlte, vor allem nicht an Lebensmitteln. Im zweiten Aufsatz ist das „uns dankbar“ starker Ausdruck des eigenen Wohlbefindens und der scharfen Abgrenzung von all jenen, denen es nicht so gut ging. (vgl. Jahoda et al 1975) Ich glaube aber nicht, dass solche Aussagen ausschließlich von Kindern fabriziert werden, sondern diese vielmehr von den Erwachsenen ihrer Umgebung aufgeschnappt und auf sich selbst bezogen werden. Dieses Phänomen kennt man auch heute, wenn es zum Beispiel um ausländische Mitbürger oder verschiedene soziale Schichten geht. Ein Kind gibt meist das weiter, was es von den Eltern in der Erziehung lernt und ich bin sicher, dass dies auch hier der Fall war.

5.1.4 Wie war die Ernährungssituation

In der Zeit der Arbeitslosigkeit war das Geld immer knapp und es musste bis ins kleinste Detail überlegt werden, wofür es ausgegeben wurde. Alle zwei Wochen wurde die Unterstützung ausbezahlt und das gesamte Wirtschaftsleben schwang in diesem zweiwöchentlichen Rhythmus mit. An den Auszahlungstagen wurden, so weit es ging, Schulden abbezahlt und Einkäufe für die nächsten zwei Wochen getätigt. Die Kinder erkannten diesen Tag alleine daran, dass das Essen besser ausfiel als sonst.

„...I kann mi gut erinnern, alle Freitag einkaufen im Consum¹⁴ (reibt sich die Hände), wissens eh, die Mutter angesagt, des...und der Vater hot gschriebn, net. Oba do hob i scho an Strich gmacht ‚Aus, aus, sonst geht sa sich net aus!‘ Weil, da habens jo alle vierzehn Tag haben ma zum Maschinder hat der gheißen, der Mann, der Beamte im Consum, san ma zahlen gangen. Und wann ma was schuldig waren, beim nächsten Mal hast dann nix mehr kriegt und so. (...) Da hat jeder a Biachl¹⁵ghabt, a Konsumbiachl...“ (J. N.)

Aus diesem Zitat geht hervor, dass der Bub beim Notieren des Einkaufszettels mithalf. Grund dafür war vermutlich, dass seine Mutter aus Böhmen stammte und Analphabetin war. Sie sagte dem Vater an, was sie an Lebensmittel benötigten und der Vater schrieb mit. Der Bub, der damals bereits in die Schule ging, achtete darauf, dass nicht zu viel aufgeschrieben wurde, da sie sonst zu viele Schulden machen hätten müssen.

Für das Einkaufen wurden generell Konsumbücher verwendet. Jeder hatte ein eigenes und es wurde darin festgehalten, was gekauft und was bezahlt wurde. Die meisten kauften auf Schulden ein und beglichen diese, sobald sie ihre Unterstützung erhielten. Die Geschäftsbesitzer dürften ebenfalls sehr human gewesen sein zu dieser Zeit. Die meisten von ihnen mussten aufgrund des stark zurückgegangenen Konsums ohnehin zusperren.

„...die letzten Jahre von der Arbeitslosen de waren scho sehr schwer. Weil wenn i da mit der Mutter einkaufen gangen bin, da hab ich schon alleweil ‚hoffentlich, hoffentlich, hat sie genug Geld mit‘ und so, net. Weil die Firma Treer¹⁶, des war a großzügige Firma, da hat ganz Marienthal hat dort Schulden ghabt. Des kann i, des hab i als Kind schon mitkriegt, net. Aber sie haben dann scho wieder zahlt und so, aber die Frau Treer hat des trotzdem, also i hob vor die Treerleute¹⁷ a Achtung, weil die hat doch denen Armen hot

¹⁴ Verkaufslokal des »Consum-Vereins Marienthal«, Gramatneusiedl, 1864–1932, Hauptstraße 64, 1932–1948, Hauptstraße 72.

¹⁵ Buch

¹⁶ Kaufhaus Treer (»Spezerei und Kolonialwaren«) war bis 1973 ein Kaufhaus mit Fleischhauerei, Selcherei sowie Alkoholausschank

¹⁷ Elisabeth und Heinrich Treer

sie do...net..., weil mei Mutter hot gsogt ‚A Jesus wie soll i denn jetzt die Milch und des Brot zahlen?’ und so – Stellen sich vor, hob i zu meiner Mutter, war i no a kleines Kind, ‚Mutter i hob e 37 Groschen gspart, de gib i da` – de hab i ihr gebn und sie is um a Milch und a Brot gangen um 37 Groschen. Ja des war scho schwer, net, aber wir haben des als Kinder net so, net so, hot uns net so bewegt, net...“ (R. H.)

Die Sozialforschergruppe ließ von einem Lehrer eine Statistik über das Gabelfrühstück der Kinder erstellen und diese ergab folgendes Ergebnis: (Jahoda et al., 1975, S. 37)

	Am Tag vor der Auszahlung (Zahl der Kinder)	Am Tag nach der Auszahlung (Zahl der Kinder)
Nichts oder trockenes Brot	19	2
Ausreichendes Gabelfrühstück	19	36
Insgesamt	38	38

Aus dieser Aufstellung geht hervor, dass sich das Gabelfrühstück also gegen Ende der 14-tägigen Unterstützungsperiode verschlechterte. Am Tag nach der Auszahlung bekamen fast alle Kinder wieder ein ausreichendes Gabelfrühstück mit. Wie sehr man diese Auswertung verallgemeinern kann, ist fraglich, da lediglich 38 Kinder herangezogen wurden.



Abb.8: Das Gebäude des Marienthaler »Consum-Vereins Marienthal« dem zweitältesten Arbeiterverein Marienthals, an der Hauptstraße vor dem Arbeiterwohnhaus Altgebäude



Abb.9: Das Geschäft Treer

„Meistens gab’s ein Schmalzbrot...“

An ihr Schulessen konnten sich auch meine Interviewpartner noch erinnern. Schmalzbrot war bei vielen die erste Antwort oder es wurde zumindest von jedem erwähnt. Oft gab es allerdings nur trockenes Brot, selten auch gar nichts. Einer von ihnen hatte das Glück, dass die Tante eine Pferdefleischhauerei hatte und er einmal in der Woche eine Wurstsemmel mitbekommen hat.

„...wenn’s gut gungen is, bin i zur Anna Tant¹⁸ gungen, die hot do a Gschäftl ghabt, a Gigerer¹⁹ Gschäftl...a Semmel mit ana Wurscht drinnen. Aber des war vielleicht einmal in der Wochn. Normal hast a Stückl Brot, an Apfel oder a Semmel mitkriegt oder a gar nix. Wenn nix mehr da war, hats nix geben. Guat, für die Kinder war meistens was da, net...“ (E. P.)

Diejenigen Kinder, die aus besseren Verhältnissen, Nachbarortschaften oder der Bauernschaft stammten, erkannte man vor allem daran, dass sie meist mehr oder besseres Gabelfrühstück mithatten. Viele von ihnen, überwiegend die Kinder aus den Nachbarorten, teilten ihre Mahlzeiten mit den ärmeren Kindern, die nur wenig oder gar nichts mithatten. So gaben zwei der interviewten Personen auf meine Frage, ob hier ein Unterschied zu merken war, folgende Antworten:

„...Zum Essen haben’s scho natürlich mehr mitghabt, net. Der ane a Schmalzbrot, der andere des, aber wir Arbeiterkinder, i kann mi gar net erinnern, dass wir was ghabert²⁰ haben...na kann mi net erinnern. Der Zehetner Emil, der Bua hot immer zwa Semmeln mitghobt oder drei und a Salzstangl. Den haben wir a immer angebettelt, er soll uns a Stückl geben, jo...“ (W. D.)

¹⁸ Anna Cejna war Besitzerin einer Pferdemetzgerei

¹⁹ Gigerer = Pferdemetzger

²⁰ gegessen

„...do wor a bissl a Unterschied, sagen wir, erstens scho an der Kleidung, so und beim Essen a, net, wenn die in der Schul was Besseres mitghabt haben als mia. Wir haben nur a trockenes Brot ghabt oder wos und die haben doch...do hats scho Unterschiede gebn, net...“ (A. Sch.)

Manchmal kam es sogar vor, dass Kinder aus den Nachbarortschaften oder Bauernkinder ihre Wurstsemmel gegen das Schmalzbrot der Arbeiterkinder eintauschen wollten. Diese blieben aber oft bei ihrem Schmalzbrot, weil es ihnen besser geschmeckt hat und sie es gewohnt waren.

„...Wie i noch in die Hauptschul gangen bin, san do von Moosbrunn viele Kinder kommen und so und da waren die K.-Kinder a dabei. Die is allerweil mit der Wurstsemmel kommen und mir san allerweil mitn Schmalzbrot, net. `Ah gib her dei Schmalzbrot, da hast de Wurstsemmel` Also de waren schon großzügig, vielleicht a net alle, aber waren scho ganz nett. Bei de Kinder hat ma des net gemerkt...“ (R. H.)

„...Ich kann mich erinnern, do hob i so a Schmolz, i bin ja mit Schmalzbrot aufgewachsen, drei, vier Schmalzbrot hab i am Tag gessen (lacht) und da haben wir in da Schul, in der tschechischen Schul hoben wir scho Kinder a ghabt, de wos de Eltern a Gschäft haben ghobt, a Gasthaus und is kumman mit an Schinkensemmerl und hot gsehen i iß des Brot mit so an Appetit, hats gsagt, geh tan ma tauschen, `jo jo na kann ma tauschen, jetzt schau i mal wie des schmeckt`. Hab i einmal gegessen und das nächste Mal wärs wieder kommen, `tan ma wieder tauschen`, sag i `na mir schmeckt des...Schmalzbrot` war i zufrieden mit dem Schmalzbrot, des war i gwöhnt...“ (H. B.)

Einer meiner Interviewpartner erzählte mir, dass sie am Weg zur Schule beim Bäcker stehen geblieben sind und ihn gefragt haben, ob er nicht eine verbrannte Semmel übrig hätte. Wenn sie dann eine bekommen haben, waren sie glücklich.

„...I bin in die Schul gangen und beim Zehetner²¹ san wir rein gangen und da haben wir gsagt ‚Frau Zehetner habens ka anbrennte Semmel?‘ An einem Dienstag oder Mittwoch, wens backen haben, wenn Semmeln, wenn ihr anbrennt san, net, haben wirs immer kriegt net, haben wir bettelt, net an das kann i mi noch erinnern, ja. Aber sonst werden wir nix mitghabt haben, wahrscheinlich...“ (W. D.)

Diejenigen, die das Glück hatten in die tschechische Komenský Schule in Wien, die ich später noch näher erklären werde, gehen zu können, wurden in der Schule sehr gut versorgt. Oft konnten die Kinder kein Wort tschechisch sprechen, aber aufgrund der tschechischen Abstammung ihrer Eltern oder Großeltern, war es für sie trotzdem möglich, diese Schule, die allerdings nicht privat, sondern öffentlich war, zu besuchen. Den Unterschied zwischen Gramatneusiedler Schulkindern und Komenský Schulkindern merkte man vor allem daran, dass Letztere besser genährt waren.

„...der Vater hat gsagt, mein Gott na, werden wir die Kinder in die Komenský Schul...ka Wort tschechisch können, ich hob mi (lacht) um fünfe in der Früh bin i aufgestanden, hab a Frühstück zhaus kriegt und dann san ma zum Zug gangen, des san eineinhalb Kilometer zum Zug. Dann bin i mit der Ostbahn reingefahren in den dritten Bezirk, in der Schützengasse, da war i, um sieben war i dann drinnen, von sieben bis acht war i dann in der Schul, da hab i dann scho des zweite Frühstück gessen, hat ma die Mutter an Kaffee²² allerweil in der Kanne mitgeben und a Brot oder irgendwas und dort haben wir sogar a Mittagessen kriegt von den Tschechen und da haben wir uns a bissl gholfen. Dadurch waren wir den anderen Kindern voran, wir waren a bissl kräftiger, ja...weil, de was nur von...de waren scho recht arm, waren schon recht unterernährt die Kinder. Wir haben ja dort sogar an Lebertran kriegt, net...“ (H. B.)

²¹ Eine ehemalige Bäckerei in Gramatneusiedl 1929 – 1962

²² Wenn von Kaffee gesprochen wird, ist meist Malzkaffee gemeint, der aus einer Mischung von verschiedenen Getreidesorten hergestellt wird, kein Koffein beinhaltet, milder sowie süßlicher schmeckt und somit auch für die Kinder geeignet ist.

Lebertran haben angeblich auch die Schüler in Gramatneusiedl bekommen, wofür sie jedoch einen eigenen Löffel mitnehmen mussten.

Aber sogar in der Komenský Schule gab es Einzelschicksale, bei denen beide Eltern keine Arbeit hatten und die ihre Kinder nach Wien in die Schule schickten, damit diese wenigstens mehr zu Essen hatten. Einer meiner Interviewpartner kann sich an einen Fall besonders gut erinnern:

„...Eine separate Kinderschwächesterblichkeit, das war nicht, nein das war nicht, aber es waren schon genug Unterernährte, ja... Des hab auch ich in der Schule erlebt, in der Schule oh, den an Freund, den was i ghabt hab, den U., der hat oft ka Frühstück ghabt von daheim, oft, aber der hat natürlich in der Schul dann... und mia haben eam schon gebn. Wenn i da Mama gsagt hab ‚Hearst, moch a doppeltes Schmalzbrot und a Extra²³ eine, des net, da wann i kommen bin hat er mi scho so anschaut mit seine großen Augen, solche Wangen (zeigt vor, wie knochig die Wangen waren), i hab ihm gleich die Hälfte runter geschnitten (...) Der hat das rein gewürgt, i sog das, solche Knoten (versucht diese mit Daumen und Zeigefinger zu formen) hat er runter geschluckt. Sag i ‚hearst, na, schön langsam, des ghört eh dir‘ Auf einmal sagt er ‚weiß, i hab schon des zweite Mal ka Frühstück‘...“ (L. K.)

Abgesehen vom Gabelfrühstück in der Schule, kann generell gesagt werden, dass das Frühstück zuhause oft mager ausfiel. In den meisten Familien gab es lediglich Kaffee mit einem Stück Brot, wobei hier wieder die Rede von Malzkaffee ist, der manchmal sogar nur einmal in der Woche zubereitet und dann die ganze Woche getrunken wurde. Das Brot wurde üblicherweise in den Kaffee gebröckelt und dann erst gegessen. Für die Kinder wurde der schwarze Kaffee, wenn vorhanden, mit Milch ergänzt oder durch Wasserkakao ersetzt. Konnte man sich Zucker nicht leisten, so wurde stattdessen Saccharin verwendet. Auch die Milch war keine Selbstverständlichkeit. So musste einer meiner Interviewpartner vor und nach der Schule bei einem Bauern diverse Arbeiten verrichten, wie zum Beispiel Distel ausstechen oder Kartoffel zusammenklauben, damit die

²³ Extrawurst

Großfamilie, die täglich drei Liter verbrauchte, überhaupt Milch zuhause hatte. Wenn nichts mehr da war, mussten die Kinder mit leerem Magen zur Schule gehen, was jedoch eher selten der Fall war.

„Kartoffeln und Kraut...“

Das Abendessen fiel beim Großteil der Marianthaler Bevölkerung ähnlich aus, d. h. auch hier gab es Brot und Kaffee. Lediglich die Familien, die mehr Geld in der Woche zur Verfügung hatten, aßen auch abends öfter eine frisch gekochte Mahlzeit. Um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie die wöchentlichen Mahlzeiten ungefähr aussahen, möchte ich hier eine Aufstellung über ein Essverzeichnis, welches in der Zeit der Arbeitslosigkeit von der Forschergruppe um Marie Jahoda aufgezeichnet wurde, anführen (Jahoda et al., 1975, S. 46f):

<i>Minimalfamilie, 57 G pro Tag und Verbrauchseinheit.</i>	<i>Durchschnittsfamilie, 98 G pro Tag und Verbrauchseinheit.</i>
Montag F: Kaffee und Brot M: Erbswurstsuppe, Grießschmarrn J: - N: Kaffee und Schmalzbrot	Montag F: Kakao und Semmeln M: Linsen und Knödel J: Kaffee und Schmalzbrot N: Linsen und Knödel
Dienstag F: Kaffee und Brot M: Kohl und Erdäpfel J: - N: Kohl	Dienstag F: Kaffee und Brot M: Maggisuppe und Krautfleckerln J: - N: Krautfleckerln und Kaffee
Mittwoch F: Kaffee und Brot M: Erdäpfelsuppe und Krautfleckerln J: - N: Kaffee und Brot	Mittwoch F: Kaffee und Brot M: Suppe, Kraut und Kartoffeln J: - N: Kaffee und Brot
Donnerstag F: Kaffee und Brot M: Erdäpfelgulasch J: - N: Erdäpfelgulasch	Donnerstag F: Kakao und Brot M: Falsche Suppe ²⁴ , Kohl und Erdäpfel J: Schmalzbrot N: Kaffee und Butterbrot
Freitag F: Kaffee und Brot M: Suppe und Erdäpfel, Nudeln J: - N: Kaffee und Brot	Freitag F: Kaffee und Brot M: Suppe und »Schinkenfleckerln« (aus Roßfleisch) J: - N: Kaffee, Brot, Pferdewurst
Samstag F: Kaffee und Brot M: Erdäpfelsuppe und Bohnen J: - N: Kaffee und Brot	Samstag F: Kakao und Semmeln M: Pferdegulasch und Brot J: Schmalzbrot N: Pferdegulasch und Kartoffeln
Sonntag F: Kaffee und Weißbrot M: Suppe und Mohnnudeln J: - N: Kaffee und Weißbrot	Sonntag F: Tee und Semmeln M: Rindsuppe mit Leberknödeln, Faschiertes und Salat J: Tee N: Faschiertes und Salat, Kaffee

²⁴ Brühwürfelsuppe

Nimmt man die Minimalfamilie her, so ist auffallend, dass es ausschließlich drei Mahlzeiten gab, die Jause blieb jeden Tag aus. Weiter wurde sowohl in der Früh als auch am Abend, bis auf zweimal, durchgehend Brot und Kaffee verspeist. Betrachtet man das Mittagessen, so erkennt man auf einen Blick, dass dieses ebenfalls sehr eintönig war. Überwiegend wurden gekochter Kohl und Erdäpfeln gegessen. Dies hatte einen speziellen Grund. Kohl- und Erdäpfelaufklauben²⁵ auf den Feldern der Bauern stand an der Tagesordnung in armen Familien. Aber selbst die Bauern drückten beide Augen zu, wenn auf ihren Feldern Krautköpfe und Kartoffeln fehlten, weil sie genau wussten, dass die Leute nichts zu essen hatten. (vgl. Jahoda et al., 1975)

Fleisch fiel in dieser Woche bei der angegebenen Familie völlig aus. Hier muss ich einwenden, dass fast alle von mir befragten Personen zumindest einmal in der Woche Fleisch oder ein Stück Dürre (Wurst) zu essen bekommen haben, vorwiegend freitags oder sonntags. Zwar gab es meist ein billiges Bauchfleisch vom Schwein oder Pferdefleisch, aber einmal in der Woche, fast immer sonntags, ging es sich meistens aus. Vereinzelt gab es auch Familien, in denen es nur einmal im Monat Fleisch zu essen gab. In einer Großfamilie mit vielen Kindern kam es schon auch vor, dass die jüngsten nur die Beilagen mit Saft erhielten.

„...Also Fleisch war und sowas war natürlich einmal in der Wochn. Einmal in der Woche a so a Bauchfleisch, was i weiß (...) Oft haben wir Sachen vom Acker gstohlen, a Kraut und Erdäpfeln haben wir heim getragen...“ (W. D.)

„...Fleisch gar nix, naja wie gsagt vom Lagler²⁶, wenn i was mitbracht hab, a des Billigste haben wir uns ausgesucht, meistens ein Bauchfleisch, des war das billigste Fleisch...“ (H. B.)

²⁵ Aufklauben = aufsammeln, aufheben

²⁶ Lagler war der Name einer Fleischerei in der Favoritenstraße im 10. Bezirk. Da H. B. in Wien in die Komenský Schule ging, konnte sie zuhause Bestellungen entgegennehmen und das Fleisch, welches weitaus billiger war als in Marienthal, mitnehmen. Sie verdiente sich dadurch ab und zu 10 Groschen, was damals für ein Kind ein Vermögen war.

„...Wenn's wirklich an einem Sonntag eins geben hat, dann hat die Mutter a Bauchfleisch, net, des billigste, net, braten, na und da hat's viel Saft gmacht weißt was, und dann so Erdäpfelknödeln, die haben wir gern gessn und a Kraut dazu und so a bissl an Saft drüber. Fleisch haben de, wos de Größeren waren, a Stückl kriegt (...) aber wir haben ka..., net...“ (J. N.)

„...Auch mitn Kraut, was glauben's, wenn's da gfahren sind mit de Wagen, san's heim gfahren des Kraut ,könn ma a Kraut haben, bittschön, könn ma a Kraut?', na hie und da hat einer ans runterghaut, so a Kraut. Des haben wir so als a roher gegessen. So a Häupl, so abbissen...“ (J. N.)

„...wenn der Krautwagen kommen is, haben ja die Bauern, da waren ja viele Krautäcker, da waren die Krauthapeln²⁷ so schö zusammen gschlichtet auf eine Pyramide, net. Wenn wir auf der Wiesen Fußball gespielt haben, a so Buam, san wir hinten nachgrennt und, a Häupl runter zogen, dann is gängen trrrt, alles nachgerannt und der Gscherte²⁸ is oben gessen, hats net überrissen, wie's runtergrennt san die Häupln. Und gleich als a roher wie's Kraut war, haben wir gleich ghabbert²⁹...“ (W. D.)

„...Mit meinem Onkel bin i do rauf ggangen, auf, nach Velm³⁰ zu, da war ein Rübenacker, aber Heidenrüben haben die gheißen, die hat man essen können, des war wie a Kohlrübe. Ahh, da haben wir an Sack...Heidenrüben hab i schon zhaus geschleppt. Und dann waren die Erdäpfeln und da hinten war ein Erdäpfelacker und wir san hin und haben Erdäpfeln... Und i hab mich hingesezt, den Rucksack rauf geben, so jetzt bin ich gessen und bin nicht mehr auf gekommen...“ (R. H.)

„...Erdäpfeln und a Kraut kocht, weil viel anderes hats net gebn. (...) I weiß nur, dass viel Erdäpfeln gegeben hat, weil die hat man sich vom Acker geholt, weil kaufen hast sie auch nicht mehr können...“ (E. P.)

²⁷ Krauthäupl

²⁸ Geschorener, Leibeigener, Bauern wurden so genannt

²⁹ gegessen

³⁰ Nachbarortschaft von Gramatneusiedl

Wie man anhand der einzelnen Zitate erkennen kann, waren auch in den meisten Familien der befragten Personen Kraut und Erdäpfeln die Hauptnahrungsquellen. Selbst die Kinder halfen dabei mit, das Gemüse von den Feldern zu „stehlen“ und nachhause zu tragen. Dabei ging man hauptsächlich auf die Felder, die zwischen den Nachbarortschaften lagen. Dort handelte es sich um „Herrschaftsacker“, auf denen nicht so genau gewirtschaftet wurde und daher vieles liegen blieb. Die Schleperei nachhause ist noch vielen in Erinnerung geblieben, denn die war mehr als anstrengend. Wenn es Fleisch zum Essen gab, dann Bauchfleisch, weil dieses am billigsten war.

Die Frauen versuchten kreativ zu sein und alle möglichen Speisen, aus den nur sehr gering zur Verfügung stehenden Zutaten, zu zaubern. So kochten sie die Kartoffeln nicht nur, sondern machten daraus unter anderem Knödel, Gulasch, Schupfnudeln oder Erdäpfelbrot. Das Kraut hingegen wurde entweder gekocht, mit Kartoffeln serviert oder zu Krautfleckerln verarbeitet. In vielen Familien ernährte man sich tagtäglich davon, manchmal sowohl zu Mittag als auch zum Nachtmahl.

Betrachtet man hingegen die Tabelle der Durchschnittsfamilie, so ist auffallend, dass es hier öfter eine Jause gegeben hat, auch wenn es meist nur ein Schmalzbrot war. Das Abendmahl bestand vorwiegend aus den Resten der Mahlzeit, die es zu Mittag gab oder wie bei der Minimalfamilie aus Brot und Kaffee. In der Früh gab es statt Brot ab und zu Semmeln und statt Kaffee Kakao.

Auffallend anders fiel das Sonntagessen aus. Hier gab es zum Frühstück und zur Jause einen Tee, was darauf schließen lässt, dass auch Tee etwas Besonderes war. Und es wurde Faschiertes gegessen, unter der Woche gab es höchstens Pferdefleisch, das zu dieser Zeit billig war. Auch in den Interviews erfuhr ich von denjenigen, die mehr Geld zur Verfügung hatten, dass ihre Mahlzeiten oft besser ausfielen. So gab es öfter Fleisch oder ein Stück Wurst. Vor allem die Kinder, die in Wien in die Schule gegangen sind,

haben, wie bereits erwähnt, hin und wieder Fleisch mitgebracht, nachdem es ihnen von den Älteren aufgetragen wurde.

„...Wurst natürlich und solche Sachen, de hat's sehr selten geben. Aber wir haben Fleisch genug ghabt, weil mia ja wirklich, da Vater hat schön verdient...“ (L. K.)

„...Da war im 10. Bezirk der Lagler, des war so ein billiger Fleischhacker, der hat ein Gulasch geben mit 30 Groschen, ein kleines Gulasch hast zu kaufen kriegt, 30 Groschen. Und da bin i hin gangen zum Lagler... und hob als Schulkind bin i her gangen und hab aufgeschrieben was ein Bauchfleisch kostet, mit Knochen, ohne Knochen und des hab i daheim vorzeigt und dann habens Bestellungen gemacht und hab i dem H.³¹ oft mitgenommen und hab i zehn Groschen verdient...“ (H. B.)

„...Also des war auch immer, wenn der Vater gekommen is an einem Freitag, des Geld gebracht hat, weil des hat er ja immer am Tisch gelegt, was ich mich auch noch erinnern kann. (...) Und do is halt dann besprochen worden, was eingekauft wird. Und da is halt des Rindfleisch für die Suppe, Schnitzerl oder irgendeinen Faschierten Braten, des hast ja dazumal scho gekriegt, net, da war der Komercky, der Fleischhauer... Und des is hoit dann auch immer so eingeteilt worden, bei fünf Personen, meistens haben eh wir Kinder dann mehr gekriegt...“ (B. J.)

„...Essen hab i immer ghabt (...) A Schmalzbrot und ein Stückerl a Wurst, des hat bei mir ka Rolle gspielt, net, der Vater hat gearbeitet... Des Beste vom Besten mitghabt in der Arbeit und hats allerweil mitbracht, weil er nichts mehr hat können (...) Der hat gsagt ‚Heast, a Salami is drinnen, heast Sardinien sind drinnen, heast...‘ weißt eh, des kriegst halt immer wieder mit, net... also einmal, einmal hast des satt...“ (L. K.)

Der Vater von L. K. dürfte für damalige Verhältnisse tatsächlich sehr gut verdient haben, denn wie in dem Zitat hervorgeht, gab es immer Wurst oder

³¹ Der Nachbarsfamilie hat sie öfter Fleisch mitgenommen.

Sardinen im Haushalt. In solch einem Ausmaß sogar, dass er sich irgendwann davon satt gegessen hat. Auch hier wieder die Abgrenzung klar erkennbar: „des hat bei mir keine Rolle gespielt“.

Die Bauernfamilien hingegen, kann man sagen, hatten am meisten zu essen. Ich kann zwar nur von einem Fall berichten, aber in den Büchern ist ebenfalls nachzulesen, dass es ihnen, auch wenn bei ihnen das Geld genauso knapp war, zumindest mit den Lebensmitteln besser ging als den Arbeiterfamilien. So mussten sie sich bezüglich Gemüse, das sie auf ihren eigenen Feldern anpflanzten, keine Sorgen machen und Fleisch hatten sie aufgrund der Tierhaltung zur Genüge.

„...Drei Mal in der Woche hat's Fleisch gegeben, auf jeden Fall. Also Dienstag, Donnerstag..., Samstag war Rindfleischtag, Sonntag hat's ein Schweinerns³² geben oder Geflügel, was halt da war, Hendl, Gansln...“

(A. P.)

Ein weiterer Vorteil, den sie hatten, war, dass sie über genügend Naturalien verfügten, die sie eintauschen konnten. Zum Beispiel wurde bei der Anschaffung eines Klaviers, ein Schwein eingetauscht. Oder es wurden Geschäfte in Marienthal mit Milch beliefert, wofür die Bauern andere Naturalien erhielten. Es kam daher häufig vor, dass Kinder oder Erwachsene bei den Bauern Arbeit suchten, um im Gegenzug Nahrungsmittel, sei es Fleisch, Milch, Eier oder Gemüse oder auch nur ein Mittagessen zu bekommen.

³² Schweinefleisch

„Das Brot war heilig...“

Bei einem Nahrungsmittel jedoch gab es weder zwischen der Marianthaler Minimal- oder Durchschnittsfamilie und einer Gramatneusiedler Bauernfamilie einen Unterschied. Und zwar wenn es um das Brotbacken ging. Brot wurde in jeder Familie selbst gebacken bzw. zumindest selbst zubereitet. Da die meisten keine Backvorrichtung hatten, mussten sie den vorbereiteten Teig zu einem der beiden Bäcker, entweder Palme oder Zehetner, bringen, um es fertig backen zu lassen. Wie oft Brot gebacken wurde, kam auf die Größe der Familie an, manche mussten täglich welches backen, andere wiederum nur zweimal pro Woche. Um die Laibe nicht zu vertauschen, wurde eine Markierung angebracht. Für das Fertigbacken verlangten die Bäcker um die 32 Groschen.



Abb.10: Bäckerei Zehetner

Dazu gibt es eine Kindheitserinnerung von J. N., der das wenige Geld am Weg zum Bäcker bei einem Spiel, das „Kreuzer schupfen“ hieß, einsetzte und dieses schließlich verlor. Der Bäcker hatte Mitleid mit dem Jungen und gab es ihm trotzdem.

„...Da bin i einmal gangen übern Herrengarten und hab i mir denkt de zwei Groschen, haus hin, vielleicht gewinnst was, alle Dreißig hab i verloren, alle 32 Groschen, mein Gott na, heast. Dann bin i beim Palme, hab i gsagt ‚Herr Palme, i hobs Geld...‘ Er hat mir aber des Brot geben...“ (J. N.)

Anhand dieser Aussage kann man erkennen, dass selbst die Kaufleute in Marienthal und auch im Ortsteil Gramatneusiedl ein karitatives Herz hatten und ab und zu ein Auge zudrückten. Immerhin waren sie von der, wenn auch sehr geringen, Kaufkraft der arbeitslosen Bevölkerung abhängig, um überleben zu können. Weiter kann man hier begreifen, wie knapp das Geld wirklich war, dass sogar Kinder versuchten, mit ein bisschen Glück, ihre paar Groschen aufzuwerten, um der Familie zu helfen oder sich einmal ein Stück Schokolade zu gönnen.

Wenn selbst das Geld für Mehl fehlte, ging die arme Bevölkerung, nachdem die Bauern mit der Sense gemäht haben, die liegen gebliebenen Ähren klauben. Diese konnte man im Lagerhaus, nachdem sie gewogen wurden, gegen Mehl oder Gries eintauschen.

Obwohl, wie bereits erwähnt, das Brot in allen Haushalten selbst zubereitet wurde, so hatte es trotzdem in den verschiedenen Familien einen anderen Stellenwert. Es gab diejenigen, für die es selbstverständlich war, dass Brot zuhause war und andere, für die das Brot heilig war. Nicht selten kam es vor, dass die Kinder beim Heimgehen vom Bäcker am Brot genagt haben.

„...Wie gsagt, so ghungert hab i net, nur weiß ich es halt von den anderen, net, dass a Stückl Brot was Heiliges war, net...“ (J. D.)

„...Des Brot hat die Mutter selber gmacht und backen beim Bäcker, haben wir’s alle Tag oder jeden zweiten Tag, haben wir’s im Simperl, weißt und

haben wir's hintragen zum Bäcker und der hat's auße backen, net. Natürlich beim Heimgehen haben wir dran kiefelt³³..." (W. D.)

Es wurde sogar von einer Familie berichtet, in der das Brot so rar war, dass es vom Vater eingesperrt wurde:

„...Beim B. war das Brot eingesperrt, net, was ich weiß. Da hat der B. erst fragen müssen den Vater ‚Bitte Vater, kann ich a Stückl Brot haben?‘ Schlüssel raus genommen, aufgesperrt, hat er ihm a Stückl runter geschnitten und wieder zugsperrt...“ (W. D.)

Niemand wäre auf die Idee gekommen, ein Stück weg zu werfen. Es kam ohnehin kaum vor, dass ein Stück übrig blieb oder gar alt wurde. Blieben trotzdem manchmal kleine Reste, so gab es auch dafür eine Verwendung. Die Großmutter einer befragten Person, weichte dieses in Wasser auf und gab es zum neuen Teig dazu. Manche Mädchen lernten unter anderem schon früh, wie man Brot zubereitet, um die Mutter im Haushalt unterstützen zu können.

„...I hob jo als Kind schon Brot gebacken. Und do hot die Großmutter, wenn a altes Brot is blieben, is sie her gangen und hat es eingeweicht, des hat's dann ausgedruckt und hat's dann zum anderen Teig dazu rein gemischt...“ (H. B.)

³³ geknabbert

„Der Schrebergarten, der war wichtig...“

Eine weitere, für die breite Bevölkerung Marienthals sogar lebenswichtige, Hilfsquelle, um an Nahrungsmittel heran zu kommen, war der Schrebergarten. Der Wiesengrund, der im Besitz der Gemeinde und Fabrik war, wurde nach der Schließung in Parzellen eingeteilt und an die Bevölkerung verpachtet. Die Leute konnten eine Fläche von ca. 65 Quadratmetern für einen jährlichen Anerkennungsziens von 1,- Schilling pachten und nutzten sie als Schrebergärten oder für die Kaninchenzucht.

Im Buch „Die Arbeitslosen von Marienthal“ heißt es: „Alle Ansuchen um Schrebergärten konnten in diesem Jahr bewilligt werden. So besitzen 392 Familien von den 478 des Ortes Schrebergärten, 94 von ihnen sogar zwei oder mehr.“ (Jahoda et al., 1975, S. 42)

Für viele war dies neben dem, was es auf den Feldern gab, die einzige Möglichkeit, um Gemüse und Obst für den Eigenbedarf zu ernten. Im Prinzip wurde alles angebaut, was es an Saat zu kaufen gab und man auch essen konnte. So half man sich durch den Sommer mit Frischgemüse und Salat, und im Winter mit Kartoffeln, Kraut, Zwiebeln und Knoblauch. Nebenbei stellte die Gemeinde Obstbäume zum Pflanzen in den Gärten zur Verfügung.

„...Jetzt is es sich rundherum nicht ausgangen, hat die Gemeinde den Leuten so kleine Gründe geben. Und da haben wir uns Kartoffeln anbaut, na und dann haben wir Karotten... na was wir so braucht haben und fleißig gegossen haben wir's (...) I bin von der Schul heim und hab dann fleißig gegossen...“ (H. B.)

„...Einen schönen großen Schrebergarten haben wir ghabt. I geh eh immer hin schauen (lacht), da waren wir ja oft, net. (...) Kartoffeln haben wir anbauen können und dann Gemüse, im Sommer die frischen Fisolen, na das war ja ein Traum. Aber nur haben wir ja fürn Winter nichts aufheben können. Im Winter haben wir dann praktisch nur Erbsen, Bohnen, Linsen, so Sachen gegessen...“ (R. H.)

Die Wichtigkeit erkannten nicht nur die Kinder, die in armen Verhältnissen aufwuchsen, sondern auch diejenigen, denen es besser ging und die den Schrebergarten nicht allzu notwendig brauchten. Manche besaßen einen Schrebergarten nur pro forma, während andere, die dringend einen benötigten, keinen hatten und dadurch hauptsächlich auf das Gemüse auf den Feldern angewiesen waren.

„...Also der Vater hat keinen wollen. Ja erstens einmal er hat ja gearbeitet, also er war net neugierig, dass er a no a Gartl hot. Wir haben sich's leisten können, wir haben des net braucht. Wir haben zwar eins ghabt (lacht), so pro forma, aber die Mama hat immer gsagt ‚Na, na sogt er loss steh, loss steh wir brauchen des net‘. Während die anderen alle a Gartl ghabt haben. Des war des Wichtigste, des Wichtigste für die große Masse waren die Gartln. Hasen züchten, Hendln a bissl, alles...“ (L. K.)

„...da wir ja im ländlichen Gelände, Gebiet wohnen, hat sich ein jeder irgendwie durchgebissen. Und zwar war es a große Hilfe, dass seinerzeit von der Firma, also von der Weberei Marienthal, Schrebergärten zur Pacht bereit gestellt worden sind und da haben sich die Menschen damit weiter geholfen. In einem dass sie Gemüse und so weiter angebaut haben und vor allen Dingen sehr groß wor die Hasenzucht, ja also die Kaninchenzucht und des war eigentlich das einzige Fleisch, des wos sich die Menschen dazumal leisten konnten, net...“ (J. D.)

Neben den Schrebergärten nutzten manche Familien sogar auch ihre Schupfen, die zu ihren Wohnungen gehörten, als Hühner- und Hasenstall. Das Futter für die Tiere besorgten hauptsächlich die Kinder auf den vielen Wiesen, die es damals noch zur Genüge gab.



Abb.11 : Schrebergarten mit Haustieren

„Es ist alles geteilt worden...“

In Mariantal wurde das Teilen groß geschrieben. Zumindest wurde das unter den damaligen Kindern so empfunden und das haben sie auch heute noch in Erinnerung. Für die Kinder gab es meistens etwas zu essen, und wenn es nur ein Stück Brot war – richtig Hunger leiden musste keiner von ihnen. Ging es einer Familie finanziell besser, wie es auch bei manchen meiner Interviewpartnern der Fall war, so nahmen die Kinder ihre Freunde mit nachhause und luden sie auf ein Schmalzbrot oder einen Apfel ein.

„...Zum Beispiel bei mir hot sich scho öfter was abspielt, weil mia, i hob a Schmalzbrot hergeben oder an Apfel. Wenn die Buben zu mir kommen san, viere, fünfe, haben wir uns erstmal aufwärmt mit an Schmalzbrot, net und an Apfel und dann is des Spielen und des, was ma halt daham in Zimmer, Kuchl machen kann, kann ma net viel machen, aber es is immer was gangen...“ (L. K.)

„...das war auch sehr schön, damals, es ist alles geteilt worden. Also wenn mei Mutter, wenn an Apfel wenn ma kriegt haben oder ähnlich, es ist alles geteilt worden unter die Kinder...“ (B. J.)

„...was ich mich noch gut erinnern kann, weil mei Großvater, wie der noch gearbeitet hat do, noch in der Fabrik drinnen und jeden Freitag, aber des hob nur i kriegt von ihm, i glaub i war immer sein Liebling... und wann i, wann i, i war a bisserl so a Dickerl, und wann er kommen is, und i bin zur Großmutter rauf, net, hat er mir immer scho gedeutet und hat gsagt ‚Kumm her, B. ‚kumm her, kumm her‘ und i bin hin, da hat er mir zehn Groschen, zehn Groschen – des war ein Vermögen - zehn Groschen in die Hand drückt, und da hat er gsagt ‚was machst denn jetzt dann damit, was kaufst dir denn?‘ und i hob gsogt ‚jetzt geh i zu der Frau Jung und kauf zehn Stollwerk, zehn Stollwerk... Dann bin i in den Hof und haben wirs verteilt, hab ichs verteilt. Hab i jeden a Stückerl, net zuerst meiner Schwester und mein Bruder, und dann bin i runter und haben die andern was kriegt. Des kann i mi noch sehr gut erinnern...“ (B. J.)

„...wenn wir beinander waren und der eine Bub gsagt hat ‚ah, i hol mir jetzt a Schmalzbrot‘, do san drei mitgangen und haben wir a Schmalzbrot mitkriegt, obwohl des vielleicht des letzte Schmalz war. (...) Die Großmutter von einem, de war sehr begehrt mit ihrem Erdäpfelbrot. De hat ein Erdäpfelbrot gmacht und des war so guat, na überhaupt für uns Kinder war des was. Wenn der heim gangen is, na hat er eh scho gsagt ‚Jetzt hol i mir wieder a Erdäpfelbrot, kummts mit.‘ Na san mir zwa, drei mitgangen zu der Großmutter und die hat gschaut ‚Na kummts rein‘, hat uns des Brot aufgeschnitten und hats austeilt...“ (J. D.)

„...Wenn man zu Freunde gangen is, net und die haben grad a Brot ghabt, grad a frisches Brot selber gebacken, net, hats schon ein Stückl a Brot gegeben, net und so Sachen...“ (A. Sch.)

Der Zusammenhalt, der unter den Leuten in der damaligen Zeit bestand, wurde immer wieder hervorgehoben. Diesen Aspekt kann man auch im soziographischen Versuch von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel nachlesen. Hier

wird sogar erwähnt, dass eine Mutter den Nachbarskindern Suppe zu essen gebracht hat, weil sie ihr so leid getan haben. Die Not hat die Gemeinschaft also noch mehr zusammengeschweißt, vor allem weil es allen fast gleich schlecht ging und niemand überdurchschnittlich mehr hatte. Neid hat es untereinander nicht gegeben. Wenn eines der Kinder schöner angezogen war oder ein neues Spielzeug bekommen hat, dann wurde es dafür bewundert, aber neidisch waren die anderen nicht.

„Der Batzen steht...“

Wie bereits erwähnt, wuchsen die Kinder vor allem in der freien Natur auf. Hauptsächlich waren sie auf sich selbst gestellt, da die Eltern meist anderweitig beschäftigt waren – entweder sie waren arbeiten oder die Mütter waren im Haushalt beschäftigt und der Vater traf sich mit Gleichgesinnten. Hatten sie Hunger, so holten sie sich Äpfel oder anderes Obst aus den Gärten, worüber sich kein Erwachsener aufgeregt hat. Ging ein Kind doch einmal nachhause, um sich eine Jause zu holen, so war es besser dran, diese gleich zu verspeisen und nicht damit in den Hof zu gehen. Denn war dies der Fall, so stellte sich gleich eine Reihe von anderen Kindern an, um zumindest einen Bissen zu bekommen. Vor allem wenn jemand einen Apfel hatte, so bekam der erste, der rief „Der Batzen³⁴ steht“ den Batzen, der übrig blieb. Oder, wenn es sich um ein Schmalzbrot gehandelt hat, wurde „Pelzgans“ gerufen und es ihm aus der Hand gehauen, was sich im Laufe der Zeit sogar zu einem Spiel entwickelte, das so genannte „Aus der Hand hauen“. Verprügelt wurde deshalb aber niemand, ganz im Gegenteil, die Kinder machten sich einen Spaß daraus. Warum die Kinder Pelzgans riefen, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, aber vermutlich, um denjenigen, der das Brot in Händen hielt, abzulenken.

„...am meisten haben wir a Schmalzbrot, was wir ghabt haben, des haben wir vorher zamkratzt, der andere sagt ‚loss mi abbeißen‘ oder wos, net. Oder wennst an Apfel ghabt hast, haben wir uns angemeldet und wenn einer

³⁴ abgenagter Apfelrest

„Erster` wegen dem Batzen, weißt oder loss mi abbeißen und so, des war scho unter de Buben Gang und Gebe, net. (...) Waren scho a paar dabei a, net, wie gsagt, wenn der a Brot a Stückl ghobt hot daheim, hat er es vorher schon zamghabert und dann is er raus gangen, net, weil wenn er raus gangen wär... da war so a Brauch ‚Pelzgans` hot des gheißen, aus der Hand hauen weißt, wens runter gfallen is, dann hats dem ghört...“ (W. D.)

„...wenn einer an Apfel abgebissen hat, gessen und so ‚weißt eh, der Batzen steht!` Da hat er scho fünfmal genagt, dass ja nix übrig bleibt ‚aber weißt eh, der Batzen ghört mir`...“ (E. N.)

„Die Sache mit dem Hundeessen...“

Immer wieder, so auch im Buch von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel, wird zitiert, dass zur Zeit der Arbeitslosigkeit des Öfteren Hunde und Katzen gegessen wurden. Im Buch heißt es zum Beispiel:

„Ein Arbeitsloser erzählt, daß auch Katzenfleisch gegessen würde: »Immer wieder verschwinden Katzen. Die Katze von Herrn H. ist erst vor wenigen Tagen verschwunden. Katzenfleisch ist sehr gut. Auch Hunde werden gegessen. Aber das war auch schon in der Arbeitszeit. Da haben sie z. B. einmal beim J. T. einen Hund gebraten. Erst vor wenigen Tagen bekam ein Mann von einem Bauern einen Hund geschenkt, unter der Bedingung, daß er ihn schmerzlos erschlägt. Er lief überall herum um ein Geschirr für das Blut und bekam schließlich eines, dafür mußte er ein Stück Hundefleisch hergeben. Das Geschirr war von der Familie A.«“ (Jahoda et al., 1975, S. 45)

Auch ich wollte herausfinden, ob sich die Interviewpartner erinnern können, dass zu dieser Zeit tatsächlich Hunde und Katzen gegessen wurden. Die Antworten waren recht verschieden. Einige waren der Meinung, dass erst nach dem Krieg, als die Menschen noch weniger zu essen hatten, Hunde gegessen wurden. Andere wieder berichteten, dass es schon Leute gegeben hat, die bekannt dafür waren, vor allem ein Dorfbewohner ist bei vielen

erwähnt worden. Angeblich haben die Hunde bei demjenigen schon angeschlagen, wenn dieser vorbeiging. Hier kann es sich aber auch um ein Gerücht oder einen Spaß handeln, den die Eltern gemacht haben. Nur einer von ihnen wusste, dass er einen Hund gegessen hat, den sie vom Nachbarn bekommen haben, jedoch erfuhr er es erst im Nachhinein. Oft war es so, dass die Leute darüber nicht informiert wurden, was sie gerade verspeist haben. Erfuhren sie es im Nachhinein, so konnte es schon passieren, dass sich der eine oder andere übergeben musste.

Es kann natürlich durchaus sein, dass die befragten Personen, tatsächlich keine Hunde gegessen haben. Aber es ist auch möglich, dass ihre Eltern sie nicht aufklärten, weil sie es sonst vielleicht nicht verzehrt hätten oder sie teilweise noch zu jung waren und sich somit gar nicht mehr erinnern können.

Was aber viele der Befragten berichteten, war, dass häufig gewildert wurde. An das konnten sich sowohl diejenigen erinnern, die besser gestellt waren, als auch diejenigen, denen es nicht so gut ging. Gewildert wurde selbstverständlich nur von den Familien, die darauf angewiesen waren. Dem Einfallsreichtum, wenn es um Nahrungsbeschaffung ging, waren keine Grenzen gesetzt. Es gab kaum ein Tier, das nicht gejagt wurde, angefangen von Feldhasen, Fasanen, Tauben, Raben, sogar bis hin zu Zieseln. Und natürlich wurden auch Fische aus den Flüssen bzw. Bächen gefangen.

„...Feldhasen waren auch da, net, Fasane waren auch da, gewildert ist genug worden, aber des war leider Gottes schon ein Frevel, weil des war scho gegen des Gesetz...“ (L. K.)

„...Unser Vater hat a paar Mal gewildert, er und der L., da haben wir Feldhasen oft gehabert³⁵ (...) Am Acker draußen abgefangt...“ (W. D.)

³⁵ gegessen

„...Und die Erdzeiserln, die haben wir gegessen (...) Das beste Fleisch, das beste Fleisch. (...) Die Bauern waren froh, die haben gsagt ‚Kommens auf mei Feld, kommens auf mei Feld‘. So haben wir uns halt durchgeholfen. Man hat überall was gesucht...“ (H. B.)

Tauben und Raben wurden mit einem Schlageisen gefangen, wobei die Raben für eine Suppe und die Tauben hauptsächlich zum Braten verwendet wurden. Ein Huhn wurde solange es Eier gelegt hat, nicht getötet, erst wenn es zu alt war, wurde eine Suppe damit gekocht. Dadurch kannten die wenigsten ein Backhuhn oder gar eine Eierspeise, weil die Eier für andere Mahlzeiten verbraucht wurden.

„...Kann mi erinnern, a Backhendl haben wir a net kennt. Wenn wir mal ghabt haben, ein Hendl oder so a, hat die Mama a Ding gmacht a so a Suppenhendl oder wos, net. Weil de haben die Hendln erst abgestochen, wenn’s keine Eier mehr glegt haben, wo’s scho alt waren, weil so a junges Hendl hat ja keiner abgestochen wegen de Eier...“ (W. D.)

„...Hendl! I hob mei gonzes Leben ka Hendl gessen, erst wie i geheiratet hab, war i bei meiner Schwägerin eingeladen und die hat Hendln ghabt und da hab ich das erste Mal ein Hendl gessen...“ (H. B.)

„Um zehn Groschen eine Bendsorp...“

Süßigkeiten waren in der Zeit der Arbeitslosigkeit etwas Besonderes. Auch hier gab es einen großen Unterschied zwischen den Minimalfamilien und den Durchschnitts- sowie Bauernfamilien. So gab es für die Kinder, bei denen beide Eltern arbeitslos waren, wenn überhaupt, ab und zu ein Stück Kochschokolade oder hie und da eine kleine Bendsorp-Schokolade. Selten blieben ein paar Groschen übrig, für die sich die Kinder ein Eis oder irgendeine Süßigkeit kaufen durften. Während manch andere Kinder die Bendsorp-Schokolade öfter bekommen haben und sich aus den Sammelbildern, die darin enthalten waren, ein Album anfertigen konnten.

„...I hob vielleicht von meiner Großmutter, von der D.-Großmutter, hie und da zehn Groschen kriegt. Waßt, was zehn Groschen warn? Zehn Groschen – a Tafel Schokolad, net. Und da hats dazumals a so Reklamsachen geben, a Tafel Schokolad und da waren drin Bilder von Flugzeugen (...) Najó des wor für mi, i hob ma immer drauf gstanden. I hab ein Album ghabt (...) Irgendwo wo i zu an Geld kommen bin, bin i scho zum Jung und hab mir de Schokolad kauft, a Bendsorp, net. Zuckerl hob i eigentlich net vü, aber die Schokolad wegen der Bilder...“ (J. D.)

War der Vater in Wien beschäftigt, kam es bei manchen Familien sogar vor, dass dieser Süßigkeiten mit nachhause brachte, wie bei einer der befragten Personen, die jeden Freitag in den Genuss von Schaumrollen kam. Die Bauernkinder hatten aufgrund der Tauschgeschäfte immer Schnitten oder andere Süßigkeiten zuhause, aber selbst hier wurde sorgsam damit umgegangen.

„...als Kind, wie ich dann in die Schul kommen bin, hab ich mir a oft denkt, na des hätt ich auch gern, aber es hat's halt nicht gegeben, wir haben sich's nicht leisten können. Weil mit einem Lohn, zwar es war nicht wenig, aber wir waren schon froh, wenn der Vater an einem Freitag, wenn er z'haus kommen is und hat uns immer Schaumrollen oder was bracht, net. Das war alle Freitag, da sind wir vorher nicht schlafen gegangen, bevor er nicht kommen is und hat die Schaumrollen bracht, also des war halt dieses Schöne dran an dem Ganzen...“ (B. J.)

„...Jo des haben wir ghabt durch die Milch (...) Schnitten und Schokolade hat die Mama kaufen müssen und des is dann versteckt worden und des is immer wieder zugeteilt worden. Sonntags hat's dann Schnitten oder irgendwas geben...“ (A. P.)

Der Schokoladekonsum ist nach der Fabrikschließung um 57 Prozent gesunken. Auch der Konditor von Gramatneusiedl erzählte den Sozialforschern, dass teure Schokoladen überhaupt nicht mehr gekauft wurden, sondern lediglich ein paar Rippen zu 10 Groschen. Selbst er merkte den Rhythmus der Auszahlungen, nach denen manchmal etwas mehr

erstanden wurde. (vgl. Jahoda et al., 1975) Wie viel die Schokolade gekostet hat, an das konnten sich beinahe alle Interviewpartner erinnern, woran man erkennt, dass es eine Besonderheit war.

„...Wir haben kriegt ab zwei Groschen ein Stollwerk, um fünf Groschen eine Bendsorp, um zehn Groschen eine Bendsorp und um fünfundzwanzig Groschen eine große Tafel Bendsorp (...) Der Groschen war mörderisch, des war ein Reichtum, 10 Groschen war ein Reichtum für ein Kind, da hat er ein Eis kriegt...“ (L. K.)

Selbstverständlichkeit waren Süßigkeiten zu dieser Zeit aber keinesfalls. Es gab Kinder, bei welchen den Eltern kein einziger Groschen für Süßigkeiten übrig geblieben ist. Ihren Kindern wollten sie dennoch etwas Gutes tun und ließen auch hier wieder ihren Einfallsreichtum spielen oder kratzten das wenige Kleingeld zusammen, um den Kindern wenigstens Bärenzucker zu kaufen. W. D. erzählte, dass er und sein Bruder sogar ein Medikament, namens Panflavin, das in der Zahnmedizin eingesetzt wird, statt Bonbons lutschten, da diese Pastillen süß und leistbar waren.

„...Wenns't einmal die Mutter angededet hast um a Bendsorp, um sieben Groschen eine Bendsorp ‚Na, des geht sich heut net aus, das nächste Mal‘, na. Weißt aber den Bärenzucker vom Pech habn wir sich oft gekauft (...) so a schwarzer, wie so teerig war des, weißt. Bärenzucker wie so Bärenreck, da warst ganz blau (...) der war ein bissl süß, den haben wir uns gekauft...“ (W. D.)

„...Da haben wir nix kriegt, na als Kinder haben wir net... (...) Holler und so Sachen, des ist getrocknet worden und da haben wir den ganzen Winter den Tee trinken, net. Oder Spitzwegerich, was es halt noch geben hat auf der Wiesn, mei Mutter hat sich gut ausgekannt mit de Pflanzen...“ (J. N.)

„...Aber wissen Sie, was für eine Schokolade? A Kochschokolade und da hat uns die Mutter zwei Rippen gekauft, dass wir jede a Rippen Schokolade haben, net. So war des. Die Bendsorp, die gute Bendsorp Schokolade haben wir uns net leisten können. Obwohl die, da hat's eine kleine gegeben, die hat

nur fünf Groschen gekostet. Aber na wir haben a net gjamert drum, wir haben halt die Bitterschokolade ghabt (lacht)...“ (R. H.)

Obwohl R. H. erwähnt, dass sie nicht gejamert haben, kann man dennoch Enttäuschung aus ihrer Erzählung heraushören bzw. -lesen, weil sie die Bensdorp Schokolade besonders betont: „die Bensdorp, die gute Bensdorp Schokolade“ und weiter „wir haben halt die Bitterschokolade ghabt“. Diese Aussage deutet auf ein „sich selber trösten“ hin und es kann vermutet werden, dass sehr wohl der Wunsch nach einer besseren Schokolade da war, aber R. H. und ihrer Schwester die Situation ihrer Eltern bewusst war und sie es eben hinnahmen.

Die Schokolade kann hier durchaus als Indikator von sozialer Differenzierung und sozialen Handelns gewertet werden. Die Unterscheidung zwischen arm und reich kann man sowohl an der Häufigkeit als auch an der Sorte von Schokolade, welche die jeweiligen Kinder erhalten haben, feststellen. Eine Schokolade der Marke Bensdorp war zur damaligen Zeit eine Besonderheit, die sich nicht jeder leisten konnte und daher ein Privileg derjenigen Familien, die mehr Geld zur Verfügung hatten. Die soziale Schichtung, die in Mariantal zur Zeit der Arbeitslosigkeit herrschte, wird anhand dieser Aussagen erkennbar.

Welche Bedeutung die Bensdorp Schokolade in damaliger Zeit für die Kinder hatte, ich kann hier nur von den Mariantaler Kindern sprechen, zeigt sich darin, dass einer meiner Interviewpartner, W. D., der generell sehr viel über Mariantal sammelt, eine Hülle dieser Schokolade bis heute aufgehoben hat:



Abb.12 / 13 : Bensdorp Schokoladenverpackung Vorder- und Rückseite

5.1.5 Woraus bestand das Freizeitangebot für Kinder in Marienthal

Man glaubt, in einer Zeit, in der es weder Fernseher oder Radio noch irgendwelche Computerspiele oder Spielkonsolen gab, hatte man nicht viele Möglichkeiten, sich zu beschäftigen. Doch mit diesem Glauben liegt man völlig falsch. Die Natur bietet genügend Platz, erfinderisch zu sein und das waren auch die Kinder von Marienthal. In der Freizeit spielte sich alles nur draußen, im Freien, ab. Sieht man in diesem Punkt von der Arbeitslosigkeit und der Not der vielen Menschen ab, so kann man sagen, dass die Kinder im Paradies lebten. Zumindest bekommt man dieses Gefühl bei den einzelnen Erzählungen und man wünscht sich, die vielen Wiesen und den herrlichen Park, den es damals gegeben hat, gesehen zu haben.

In Marienthal gab es sehr viele gleichaltrige Kinder, die sich nach der Schule oder am Wochenende getroffen haben, um zu spielen. Der Phantasie, die sie dabei hatten, waren keine Grenzen gesetzt und es wurde keine Spielgelegenheit ausgelassen. Aus den einfachsten Dingen, wie Schuhschachteln oder Stoffreste wurde Spielzeug gebastelt und die Kinder waren glücklich damit. Sie kannten es gar nicht anders und waren zufrieden, mit dem was sie hatten, auch wenn es nicht sehr viel war.

Die Kinder waren hauptsächlich auf sich alleine gestellt. Die Erwachsenen waren mit anderen Dingen beschäftigt – sei es mit Arbeit, wenn sie eine hatten oder wenn nicht, werkten die Mütter im Haushalt oder Garten und die Väter gingen ins Arbeiterheim oder trafen sich mit Gleichgesinnten auf der Straße, wie man es im Buch „Die Arbeitslosen von Marienthal“ nachlesen kann. Es gab niemanden, der den Kindern Verbote aufstellte und brauchte eines von ihnen mal Hilfe, weil es in einen Bach fiel oder im Winter ins Eis einbrach, so war meist ein anderes Kind da, das ihm geholfen hat.

Sie konnten sich ihre Jugend gestalten, frei sein wie die Vögel und herumtollen, wo sie nur wollten. Es gab in dieser Zeit kaum Autos, auf die sie achten mussten und wenn mal eines durch Marienthal fuhr, so wurde es bewundert und der Fahrer als Gottheit angesehen. Die Not, die Marienthal in ihren Fängen hatte, empfanden sie durch diese Gegebenheiten nicht als allzu

schlimm. Die Eltern versuchten das Schlimmste vor ihnen zu verbergen, vielleicht gaben sie auch deshalb den Kindern jegliche Freiheit.

Sobald meine Interviewpartner anfangen von ihrer Freizeit zu erzählen, leuchteten ihre Augen und die Begeisterung stieg bei jedem Einfall, den sie dazu hatten. Zum Glück, wie einer von ihnen sagte, erinnert man sich meist nur an die positiven Dinge, die negativen vergisst man mit der Zeit. Und zu den positiven Dingen zählt ohne Zweifel ihre Freiheit, in der sie aufwuchsen.

„...Wir, in unserer Jugend, wir haben ja alles machen können. Da war noch die Landwirtschaft, net. Wir san außē in die Au, wir haben uns Kukuruz³⁶ gebraten, wir haben Erdäpfeln gebraten, wir haben sich Fisch gfangt (...) Also do is immer was gangen, sozusagen, net (...) Wir haben uns natürlich unsere Jugend schon gestalten können, weil a riesige Wiesen war da, Fußball gspielt haben wir, net und baden bist gangen. Daneben war der Gärtner, naja wennst an Hunger ghabt hast, hast halt an Apfel gstohlen... Mein Gott, des war ja ka Todsünde, weil des war damals wirklich, net, des war so, net...“
(L. K.)

„Der Fußball, der hat alle zusammengeschweißT...“

Bei der Frage nach ihrer Freizeitgestaltung, war bei den männlichen Interviewpartnern die erste Antwort das Fußballspielen. Von Beginn an, wuchsen sie damit auf und es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht auf einem ihrer Plätze spielten. Fußball war in Marienthal alles was zählte, zumindest unter den Burschen. Um ihr Talent zu trainieren und zu verbessern, gingen sie oft sonntags zeitig in der Früh auf die Hinterbrühl-Wiese, um zu „kicken“, wenn sonst niemand da war. Viele von ihnen waren später angesehene Spieler im Fußballverein ASK Marienthal, der gegenwärtig noch denselben Namen trägt. Heute reden sie gerne über diese Zeit, wenn sie zusammen kommen.

³⁶ Mais

Fußball gewann bereits vor der Jahrhundertwende an Bedeutung, als englische Monteure in der ehemaligen Fabrik arbeiteten und in ihrer Freizeit dem Ball nachjagten. Es dauerte nicht lange, bis auch die Marienthaler Arbeiter von dem Spiel angesteckt wurden und begeistert zu trainieren anfangen. Zu Beginn als Unterhaltung angesehen, entwickelte sich unter den Männern immer mehr der Wunsch nach der Gründung eines eigenen Vereins, welcher 1908 in die Realität umgesetzt wurde und heute zu den ältesten Vereinen Niederösterreichs zählt. Die Hinterbrühl-Wiese, die auch von den befragten Personen erwähnt wurde, agierte als Fußballplatz und Sitz des Vereines war das Gasthaus Sam in Neu-Mitterndorf. Erst nach dem Ersten Weltkrieg stellte die ehemalige Fabrik einen nicht mehr benutzten „Mistplatz“ neben der Fischa zur Verfügung. Dort wurde in späterer Folge eine Sportanlage errichtet, die bis heute Austragungsort bei Spielen des Fußballvereins ist. (vgl. www.ask-marienthal.at, Stand 01.10.2010, 13:50 Uhr)

„...vor allem waren wir zusammengeschießt durchs Fußballspielen. Weil Fußball war alles, was in Marienthal gegolten hat, war der Fußball. Fußball war von den Fabrikarbeitern, von den englischen, die hier die, die Webstühle aufgestellt haben, die haben des Kicken als Pausenspaß gmocht und des hat sich dann so eingelebt bei den anderen, beim Zuschauen und dann mit dem Mitspielen und so weiter und auf Ja, Nein ist 1908 der Club gegründet worden...“ (L. K.)

Bereits die Kinder schrieben dem Fußball eine große Bedeutung zu. Andere Spielsachen in dem Sinne hat es keine gegeben und einen Ball konnte man so ziemlich aus allem Möglichen formen. Sie waren stets mit Begeisterung dabei und ihr Ehrgeiz war kaum zu bremsen. Vor allem gab es weder Neid noch sonst irgendwelche Unterschiede untereinander, beim Fußballspielen waren alle gleich.

„...Ansonsten haben wir Fußball gspielt natürlich, unsere Köpflermatch³⁷ haben wir gmacht auf der Wiesen. Wennst beim Zimmer, beim Schlafzimmer

³⁷ Kopfball-Match

raus gehüpft bist, warst auf der Wiesn, net (...) Beim Fußball haben wir sich natürlich immer wieder, des war des Schönste, unser Jugendleben hat sich ja 80 Prozent am Fußballplatz und im Wasser abgespielt, beim Baden, beim Duschen, beim Tauchen, beim Blödeln, net, nur Wasser und Fußball, is ja ganz logisch, net (...) Alles war der Ball, für uns Kinder war der Ball, der Ball..." (L. K.)

„...wir waren eh allerweil frei, wir waren frei wie die Vogerl. Wir san ja doch umeinander grennt und umeinander gflogen. Wir haben uns Hütten gebaut, da war a wunderschöne Au, net dort haben wir uns Hütten baut und do in der Kaiser-Au waren wir, also es is schon gangen, na freilich (lacht)... Größte Hetz war, wenn wir Erdäpfeln braten haben und solche Sachen, des war ja unsere Sache, net, den Kukuruz am Stecken ghabt, braten, na des war ja... Des waren ja Zeiten, net, gibt's ja heute alles nicht mehr, des weiß keiner. Wenn wir uns Pfeiferl gmacht haben selber (...) Weiß kein Mensch mehr von den jungen, wie schön wir's ghabt haben da..." (L. K.)

Richtige Fußbälle gab es nur am Fußballplatz, zum Trainieren in der Freizeit halfen sich die Kinder mit anderen Bällen, zum Beispiel Tennisbällen, oder mit anderen zu einem Ball formbaren Gegenständen. J. N. erzählte mir eine Geschichte über den ersten richtigen Fußball, den die Kinder dann auch in ihrer Freizeit auf der Wiese verwenden konnten.

„...Da haben wir zum Beispiel, die Schuhpasta, die, die Schließen, wissen's, die Schmoll oder Kavalier und da wenna's da so zwei- oder dreihundert ghabt haben, haben's einen Fußball drum gekriegt. Und da sind wir in die Mistgrube rein und haben gsucht (...) Da haben wir wirklich einmal einen Ball gekriegt. (...) Puh des war was, was glaubst, a richtiger, a richtiger Fußball..." (J. N.)

Die Mädchen hingegen hatten andere Spiele, mit denen sie sich beschäftigten. Sie ließen mehr ihrer Phantasie freien Lauf und benutzten die Treppe der Kegelbahn im Herrengarten, auf den ich später noch eingehen werde, zum Prinzessin- oder Hochzeitspielen. Gekaufte Spielsachen gab es in den meisten Familien nicht. Wenn ein Mädchen eine Puppe besaß, war das

eine Seltenheit und es wurde dafür bewundert. Das Kind aus der Bauernfamilie erhielt zu Weihnachten eine Gliederpuppe, die sie dann jedes Jahr aufs Neue geschenkt bekam.

Wie bereits berichtet, wurde aus allen möglichen Materialien oder Gegenstände Spielzeug selbst gebastelt. So wurden zum Beispiel aus Schuhschachteln Puppenhäuser angefertigt, aus Ästen Pfeifen gebaut und aus Strohvolle sowie alten Decken Teddybären genäht. Wenn ein Marienthaler Kind das Glück hatte, ein Dreirad zu bekommen, dann war das unter den restlichen Kindern eine riesige Sensation. Aber auch hier gab es keinen Neid und keine Boshaftigkeit, denn es wurde mit den anderen Kindern geteilt und jeder durfte Runden damit drehen. Dasselbe gilt für Fahrräder, denn die waren ebenfalls keine Selbstverständlichkeit. „Ein Fahrrad war ein Königreich“, wie es einer meiner Interviewpartner ausdrückte. Großteils besaßen nur die Männer, die in einem Nachbarort erwerbstätig waren, ein Fahrrad, um damit in die Arbeit zu fahren. Einer der Interviewpartner hat sein erstes Fahrrad von seinem Patenonkel vererbt bekommen. Und einige Eltern mussten sich eines auf Kredit kaufen, weil sie es nicht auf einmal bezahlen konnten. Kam ein Kind in den besonderen Genuss, ein Fahrrad, einen Roller oder Schlittschuhe zu haben, durften auch andere Kinder damit fahren, wie einer meiner Interviewpartner erzählt:

„...`loss mi probieren`, net, des waren Selbstverständlichkeiten, net dass des herglichen³⁸ hast, dass des amoi a ana weiß des fahren, net ,loss mi a amoi treten` (...) Schlittschuhe zum Beispiel, net, wenn einer Schlittschuhe ghabt hat, die hat er dreimal herglichen...“ (L. K.)

„Zum Abkühlen in die Fische...“

Neben dem Fußballspielen der Burschen und dem Prinzessin spielen der Mädchen bot Marienthal den Kindern noch zahlreiche andere Freizeitbeschäftigungen. Zum Beispiel das Schwimmen, Baden und

³⁸ hergeliehen

Herumtollen in einem der Flüsse oder Bäche, die durch Marienthal flossen. Badebekleidung gab es natürlich keine und so sprangen sie mit ihren Gewändern, die sie hatten ins kühle Nass. Der Kalte Gang, die Piesting, Fischa und der Feuerbach sowie die Rossschwemm waren aber nicht nur zur Abkühlung da. Das Wasser, welches dazumal sehr rein war, wurde von den Kindern getrunken. Die Rossschwemm diente auch zur Tränkung der Pferde, wenn Kaufleute Richtung Wien marschierten und in Marienthal Halt machten.

Im Sommer haben die Kinder Fische gefangen und im Winter wurde auf den zugefrorenen Stellen mit Schlittschuhen gefahren, die aber auch nicht jedes Kind hatte und somit wurden sie verborgt, damit jeder einmal fahren konnte. Dabei kam es nicht selten vor, dass ein Kind durch das Eis gebrochen war, aber selbst daraus machten sie sich einen Spaß und halfen sich gegenseitig wieder heraus.

Daneben ließen sich die Kinder mit Rodeln von den großen Pferdeschlitten nachziehen, fertigten sich aus Brettern Skier und flitzten jeden Hügel damit hinunter. Selbst Eishockeystöcke wurden selbst geschnitzt. In der Krampuszeit liefen die Burschen schon sechs Wochen vorher herum und jagten den Mädchen hinterher. Angst oder Scheu kannten die Kinder dazumal nicht, im Gegenteil, es wurde alles ausprobiert und nichts ausgelassen.

„...Unterhaltungsmöglichkeiten für uns Kinder waren natürlich schon gegeben, weil ja wir in derer Zeit net überfordert worden sind wie die heutigen Kinder mit dem technischen Spielzeug und Computer und so weiter. Das hat es zu unserer Zeit nicht gegeben, also wir sind eigentlich in der Natur aufgewachsen, net. Wir san, im Winter haben wir Schneehöhlen, haben Schneeballschlachten gmocht, Schneebälle über die Straßen drüber und so weiter. Im Sommer war natürlich die Au unser Spezialspielgebiet und die Flüsse, net. Die Fischa, obwohl's sehr kalt war, des hot uns nix gmacht, weil da haben wir ja a wiederum zeigt, ‚i bin der Bessere‘, net, wenn wir rein gesprungen sind und die anderen haben nur mit den Zehen probiert und san in die Piesting gangen, weil die Piesting war ja mindestens um zehn Grad wärmer (...) Auffallend war, dass die Piesting jo a braune Flüssigkeit war, des

Wasser net, weil's ja schlammig war und die Fische war ja ganz rein. Wir haben als Kinder, wenn wir durch taucht sind, trinken..." (J. D.)

„...So haben wir die Natur ghabt. Natürlich viel baden, in der Piesting haben wir uns baden können, im Feuerbach hast dich baden können, im Kalten Gang hast di baden können, in der Fische hast dich baden können. Die Fische war das kälteste, aber dafür das reinste Wasser, des haben wir trinken. Wenn wir am Fußballplatz gspielt haben und es war, weiß ich Juli, August, net, in den Ferien und, heiß als wie, alles rein, wum rein, wir haben glei trinken im Bach drinnen..." (L. K.)

„...Na dann haben wir verschiedene Möglichkeiten ghabt. Dann haben wir schon Eisschuhe gekriegt, Schraubendampfer haben wir dazu gsagt, net, die was du dir unten bist drauf gstiegen, auf der Seiten war a Schrauben, hast dir's angeschraubt an den Sohlen, net. Haben die Mütter net gern ghabt, aber auch verschiedendlich ‚Ah, sei net so narrisch, net dass'd dir die Sohlen runterreißt` Na was glaubst denn, wennst dir einen Schuh ruiniert hättest..." (J. D.)

„Zur Suppe, zur Suppe, die Knödel sind heiß..."

Zudem gab es unzählige weitere Spiele, welche die Burschen und Mädchen auch gemeinsam spielten. Einige von diesen möchte ich in diesem Abschnitt vorstellen.

Der Ball wurde nicht nur für das Fußballspielen verwendet, sondern zum einen für Völkerball, Handball oder Abschießen und zum anderen für das Spiel, welches „Zur Suppe, zur Suppe, die Knödel sind heiß“ genannt wurde. Hierbei ging es um Folgendes:

„Am Anfang des Spieles bekommt jedes Kind den Namen eines Tieres, eines Landes, einer Blume o. ä., dann stellen sich alle im Kreis auf, in dessen Mitte ein Ball liegt. Sie gehen um diesen Ball herum und sprechen: ‚Zur Suppm, zur Suppm, die Knödl san heiß!` Nun ruft ein Kind einen dieser Namen. Das

betreffende Kind muss schnell zum Ball, diesen aufheben und ‚Halt!‘ rufen. Daraufhin müssen alle anderen, die inzwischen auseinander gelaufen sind, stehen bleiben. Nun versucht das Kind, mit dem Ball ein anderes zu treffen. Gelingt das, erhält es einen Gutpunkt, das getroffene Kind einen Schlechtpunkt. Wer nach einer vorher ausgemachten Durchgangszahl die meisten Gutpunkte hat, ist Sieger.“ (Deutsch 2004, S. 403)

Ein anderes beliebtes Spiel war das so genannte „Bankern“ oder „Kreuzerschupfen“. Da hierbei um Geld gespielt wurde, pflegten eher die erwachsenen Männer dieses Glücksspiel zu riskieren. Es handelte sich um eine illegale Angelegenheit und deshalb agierten die Burschen und Mädchen häufig als Wache und schlugen Alarm, wenn Gefahr durch die Polizei drohte. Dabei kam es manchmal vor, dass sie sich einen Jux daraus machten, die Polizei ankündigten, obwohl sie gar nicht kam und die Kreuzer von den davon laufenden Männern am Boden aufsammelten. Die arbeitslosen Männer schlugen damit nicht nur ihre Zeit tot, sondern versuchten so an ein bisschen Geld heran zu kommen. Teilweise entwickelte sich daraus aber eine richtige Spielsucht zum Leidwesen der Frauen, die das Geld verwalteten. Hier handelt es sich auch um jenes Spiel, bei dem J. N. die 32 Groschen für das Brot verloren hat, wovon ich bereits in einem vorherigen Kapitel berichtet habe.

Die Spielregel war, wie mir erklärt wurde, folgende:

In der Erde wurde ein ungefähr vier bis fünf Meter langer Strich gezogen. Dieser Strich war sozusagen eine Linie, auf die mit einer Münze gezielt werden musste. Hauptsächlich wurden 2-Groschenmünzen zum Hinwerfen verwendet. Derjenige, der die Linie am nächsten traf, durfte sich das gesamte Geld einstecken. Meist standen fünf bis sechs Männer zusammen, um zu Bankern.

„...Die beliebteste Bankerstelle war im Herrengarten. Da war eine wunderschöne Kegelbahn (...) Hinter der Kegelbahn, da haben's am liebsten bankert. Das war ja verpönt, verboten, net. Jetzt do hinten, mia Buben, ‚Aufe! ³⁹, wir waren am Dach und haben gschaut wenn ein Gendarm kommt.

³⁹ Hinauf

(...) Wir haben von oben zugschaut. Dann haben's oft, wenn ein Wind gangen is, is ihnen a Münzen in Bach rein gflogen, wenn sich einer verworfen hat, na des wor, zwei Groschen war was, net, der hat a Semmel kriegt! ..." (J. D.)

Weitere Spiele, die unter den Namen „Knebeln“, „Über 100“ oder „Messern“ bekannt waren, trugen zum Zeitvertreib bei. Darüber hinaus spielten die Kinder mit Murmeln oder selbst gebastelten Drehkreiseln, den so genannten Drahdwaberln. Es gab Tauschbörsen mit Bildern von Zigarettenschachteln und in ihrer Phantasie gingen sie auf den Hügeln „bergsteigen“ oder taten so als wären sie Pferde und Kutscher, das nannten sie „Rosserl⁴⁰“ spielen. Zusätzlich verbrachten sie ihre Zeit auch mit Tempelhüpfen, mit dem Versteckspiel „Verbanne Dich“ oder sie begnügten sich mit den Gesellschaftsspielen Mühle und Halma. Ab und zu spielten sie den Erwachsenen Streiche, indem sie durch die Gänge liefen und an den einzelnen Türen klopfen. Wie man erkennen kann, verbrachten die Marienthaler Kinder eine sorglose Kindheit, in der ihnen nicht langweilig geworden ist.

Nur die Kinder der Bauernfamilien, wie mir erzählt wurde, waren meist im Kreise der Familie, wo man sich mit ihnen beschäftigte. Die Freiheit in den Auen, im Herrenpark oder auf den Feldern, blieb ihnen verwahrt. In Kontakt mit anderen Kindern kamen sie lediglich im Kindergarten, in der Schule oder bei den Klosterschwestern im Pfarrheim, bei denen die Türe für die Kinde immer offen stand.

„...I hob niemanden ghabt, es war keiner, es war niemand da. (...) Nur die Familie, ja, wir sind net viel raus gekommen...“ (A. P.)

Ausflüge mit den Eltern, in dem Sinn, wie wir es heute kennen, gab es dazumal nicht. Wenn überhaupt etwas unternommen wurde, dann war es ein Spaziergang in einen der Nachbarortschaften, um vielleicht Verwandte zu besuchen, die dort wohnten oder einfach um spazieren zu gehen. Ein beliebter Ausflugsort war Ebergassing, ein Ort, der ungefähr fünf Kilometer

⁴⁰ Pferde

von Marienthal entfernt ist. Obwohl es in Marienthal ein Kino gab, marschierten die Leute lieber nach Ebergassing, weil da die Kinokarte lediglich 30 Groschen ausmachte, das waren immerhin zehn Groschen weniger als in Marienthal. Man sparte also wo man konnte und ein bisschen Ablenkung von all den Sorgen musste man sich ab und zu auch gönnen. Ausflüge in weiter entfernte Gegenden wurden kaum getätigt.

„...Mit der Großmutter haben wir uns immer getroffen. Die hat in Ebergassing gewohnt, da sind wir immer nach der Fische sind wir da immer nach Ebergassing gegangen, net und das war das Sonntagsvergnügen. Nach Ebergassing zu gehen und wenn ein bissl ein schöner Film war, sind die Eltern, aber haben uns auch mitgenommen, da sind wir auf der Schoß halt gesessen, weil da haben wir nix zahlen müssen, net des hat 30 Groschen gekostet, des Kino und da war des teurer des Kino, net, da sind wir allerweil nach Ebergassing und das Kino war das einzige Vergnügen, was wir ghabt haben...“ (R. H.)

„...ein weiter Ausflug zum Beispiel war, zum Beispiel bei mir war ins Leithagebirge. Wir san mit den Eltern und a paar anderen Familien a zu Fuß ins Leithagebirge. (...) I kann mi no erinnern, i war dazumals a so ein Gschropp⁴¹, was weiß ich, so fünf, sechs Jahre, i hob des net ausghalten und dann hat mi mei Vater auf die Schultern gnommen, net und hot mi stückelweise tragen... (J. D.)

Bei den Bauernfamilien hingegen waren Ausflüge generell nicht üblich.

„...Nein, das war bei uns nicht üblich. Nein, sie hättens vielleicht können, aber das war bei den Bauern net...“ (A. P.)

⁴¹ Kleiner Mensch, Kind

„Der Herrenpark oder Garten Edens...“

Die Marienthaler Kinder fanden aber nicht nur im Hof oder auf den Wiesen Spielgelegenheiten, sondern auch im so genannten Herrengarten oder Herrenpark. Dieser Park ist bereits zwischen 1820 und 1827 entstanden, also mehr als hundert Jahre bevor die Fabrik geschlossen wurde. Zu Beginn wurde er als englischer Garten angelegt und mit der Zeit systematisch zu einem Erholungspark ausgebaut. Angestellte der Fabrik konnten den Park erst gegen 1894 betreten, zuvor blieb er für sie verschlossen. Später kamen auch die Arbeiter in den Genuss, die herrliche Grünanlage zu bestaunen und zu ihrer Erholung zu nutzen.

Bis auf das Kind, welches aus der Bauernfamilie stammte und den Herrengarten nie gesehen hat, können sich alle anderen an dieses Paradies, wie sie es nannten, sehr gut erinnern. Selbst heute können sie die Bestandteile des Parks beschreiben, die nach der Fabrikschließung noch vorhanden waren und für die gesamte Bevölkerung zugänglich gemacht wurden. Dazu gehörten eine Hauptallee mit mehreren Parkwegen und Sitzbänken, ein angelegter Teich, ein Gärtnerwohnhaus, Gewächshäuser, eine Badehütte, ein Musikpavillon mit Kegelbahn sowie ein Tennisplatz. Den Stolz, der bei den einzelnen Erzählungen mitschwingt, ist nicht zu überhören.

Nach der Schließung der Fabrik, wurde der Park abgeholzt und der Verwilderung überlassen. Unkraut begann auf den Wegen zu wuchern und die Rasenflächen wurden völlig zerstört. Obwohl der Großteil der Marienthaler Arbeiter genügend Zeit dafür gehabt hätte, kümmerte sich niemand um den Park. Da auch von der Gemeinde kein Geld in den Park investiert wurde, verwilderte er mit der Zeit völlig. Auch die damaligen Kinder sahen teilweise dabei zu, wie der Tennisplatz abgerissen wurde oder die Bäume, die einst die Allee säumten, gefällt wurden. 1954 wurde schließlich der Teich zugeschüttet und heute erinnert nur ein einziger Baum an den einst prachtvollen Herrengarten.

Aber einige wenige Bilder, die es von damals noch gibt sowie die Erzählungen der Zeitzeugen helfen dabei, eine Vorstellung zu bekommen, wie es zu jener Zeit ausgesehen hat.

„...Einen Park haben wir gehabt, einen Park! Des war ja, Eden hätt man es nennen können, Garten Edens! Des war ein wunderschöner Park. An Tennisplatz, an Teich, im Winter, wenn er zugefroren war, is alles Eislaufen gängen, net. (...) Diese wunderschöne Allee von Bäumen und dann die Kegelbude. Also die Kegelbahn, eine in ganz in Eiche gestaltete Kegelbahn mit einem wunderschönen Aufgang in Kirschenholz mit einer Riesenveranda...“ (L. K.)

Ich nehme an, die Betonung des verwendeten Materials, Eichen- und Kirschholz, soll die Besonderheit der Kegelbahn hervorheben und an eine Zeit erinnern, in der Märienthal noch Vorzeigecharakter hatte. Ob das als Kind auch schon aus dieser Sicht betrachtet wurde, mag ich hier nicht zu beurteilen, aber es kann durchaus sein, dass es von den Eltern so vermittelt oder später in den Büchern nachgelesen wurde.

„...das Schönste war der Park! Und der ist dann a so verlodert. Aber des war ein Paradies für uns, der Herrenpark! Wir waren den ganzen Tag nur im Herrenpark (lacht). (...) Aber wie die Herrschaft noch war, da war schon a bissl a Ordnung. Da war ein Tennisplatz, der Tennisplatz hat nur der Herrschaft ghört und a Kegelbahn, do san die Meister, habens dann auch eingeladen zum Kegeln, so, de was die Beamten und so waren. Aber nachher dann wie des geschlossen war, war des freigegeben, na is natürlich, können sie sich eh vorstellen, alles verlodert. Wo nix reingesteckt wird, verlodert...“ (H. B.)

„...Wir haben ja das Gute mit dem Herrenpark ghabt. (...) Also wie die Fabrik noch war und so haben wir net rein dürfen, haben’s net rein dürfen, net, aber mein Jahrgang also des, wir haben dort scho die Jugend verbracht. Des war wunderschön, wirklich, wir sind gern hin gegangen, net (...) Ja, Jesus, da haben wir ja geglaubt das ist ein Schloss! (...) In dieser Kegelbahn waren vorne so Stufen rauf, da haben wir immer Hochzeit gespielt. (...)“ (R. H.)

„...Des war ein schöner Garten, schöner Garten. Die Allee, das Denkmal⁴² (...) Tennisplatz war drinnen. (...) Dann ein Teich war, eine Kegelbahn, ja a schöner Garten, a schöner Garten, ja. Und alles demoliert (...) Das sich da die Gemeinde nicht... das war ein großer Fehler...“ (E. P.)



Abb.14: Teich im Park Herrengarten mit Musikpavillon und dahinter liegender Kegelbahn

⁴² Hermann-Todesco Denkmal. Wurde 1866 von den Söhnen Hermann Todesco's, 1832 Wiederbegründer der damals still gelegten Textilfabrik Marienthal, errichtet und befindet sich heute vor dem Gemeindezentrum Gramatneusiedl.



Abb.15: Teich im Park Herrengarten. Im Hintergrund die Rückseite des Arbeiterwohnhauses Altgebäude.



Abb.16: Der Musikpavillon mit der rechts daran anschließenden Kegelbahn im Park Herrengarten



Abb.17: Hauptallee im Park Herrengarten. Am Ende dieser Allee stand das Hermann Todesco-Denkmal.

5.1.6 Wurden Geburtstage und Weihnachten gefeiert

Weihnachten wurde in jeder Familie gefeiert, egal wie gut oder schlecht es ihr von den finanziellen Mitteln her ging. Das bisschen Geld für einen Christbaum sparte jeder zusammen, auch wenn sich letztendlich der Schmuck nicht mehr ausging und er nur kahl im Zimmer stand.

Die Geschenke fielen natürlich aufgrund der tristen Situation in den meisten Familien sehr mager aus. In den ärmsten Familien gab es, wenn überhaupt,

selbst gestrickte Socken oder Pullover, oft auch nur die Kleidung von den älteren Geschwistern, die an die jüngeren weitergegeben wurde.

„An Christbaum haben wir immer ghabt...“

„...Geburtstag überhaupt net, nix, na. (...) Net einmal die Weihnachten kann i mi erinnern, dass was war, ja ein Christbaum und so, ja und der Vater hat, ein paar hat er uns Dings gschickt, eine Spielerei. So Kapselgewehr und Panzer und Flieger, aber das war schon unterm Krieg...“ (W. D.)

„...meine ärmsten Weihnachten, was i mi erinnern kann, hat die Mutter net einmal ein Ba, ein Bamerl⁴³ haben wir ghabt, aber einen Zucker hats in Zelpapier, Zeltln⁴⁴ hats gmacht und des haben wir drauf ghängt. Kann i mi noch gut erinnern und unterm Weihnachtsbaum hab i ein paar Strümpf ghabt, sonst nix. Und dann hat der, der i weiß nicht, is von der Gemeinde aus ein Nachmittag gmacht worden, habens Kinder eingeladen und da haben wir ein kleines Packerl mit Bäckereien kriegt und eine Jause. Auf des kann i, des waren die ärmsten Weihnachten, auf des kann i mich noch erinnern...“ (H. B.)

„...Geburtstag is net, des haben wir net gfeiert. Aber Weihnachten, da hat die Mutter scho gschaut, dass wir an Christbaum haben. Da haben wir dann auf dem Teller die Backerei, Nuss und so Sachen, des haben wir scho kriegt. Aber mit den Geschenken is halt, a Paar Fäustlinge oder a Paar Socken...“ (J. N.)

„...Weihnachten war die Zeit, wo wir ein bissl was zum Anziehen kriegt haben, entweder ein Paar Schuh oder a Gwand, des hat dann wieder miassn fürs ganze Jahr halten, net oder für zwa Johr. Weil so Geschenke hats net geben zu Weihnachten. Höchstens noch ein bissl a selber gmachte Schokolad...“ (A. Sch.)

⁴³ Baum, Bäumchen

⁴⁴ In Zelpapier eingewickelte Süßigkeiten, die man auf den Christbaum hängt

Die Mütter gaben sich dennoch Mühe und rührten aus den wenigen Zutaten einen Teig für Kekse an oder bereiteten selbst gemachte Bonbons und Schokolade, die sie auf den Pawlatschen im Schnee frieren ließen, zu.

Daneben gab es die Familien, in denen zumindest ein Elternteil eine Arbeit hatte und somit die Geschenke auch besser ausfielen. Trotzdem wurde der Christbaumschmuck meist selbst angefertigt, denn obwohl das Geld da gewesen wäre, hat man diese Dinge nicht bekommen.

„...Geschenke, also muss ich sagen, ich hab schon immer gesucht (lacht), aber ich weiß net wo die Geschenke waren, aber wir haben jedes Mal ein Geschenk bekommen. (...) Also Überraschung hat es immer gegeben bei uns, es war immer eine Überraschung. Mein Bruder hat dazumal eine, eine Holzeisenbahn kriegt, aber natürlich nur einen Waggon, weil des is immer dann nachgekauft worden und meine Schwester hat dazumal, weil die ja älter war wie ich, hat dazumal eine Gliederpuppe kriegt, so a wunderschöne, aber genäht is des, des Kleiderl und des alles von meiner Mutter...“ (B. J.)

Ihr erstes Geschenk, ein Teddybär aus Holzwolle und alten Decken hergestellt, hat B. J. bis heute aufgehoben:



Abb.18: Teddybär von B. J., Aufnahme August 2010

„...Bei uns sind die Geburtstage und Namenstage gefeiert worden mit kleinen Geschenken. Weihnachten, ich kann mich nicht erinnern, dass ich als Kind keinen Christbaum gehabt hab, das war bei uns normal, net. Und zu Ostern zum Beispiel na hast halt a Eier kriegt oder was weiß ich irgend vielleicht einmal einen Fußball, net oder irgendeine Kleinigkeit, net...“ (J. D.)

In der Bauernfamilie wurde der Geburtstag auch nicht gefeiert, dafür aber Weihnachten und der Namenstag, für den es aber keine Geschenke, sondern nur eine Torte gab. Auch hier konnten nicht große Sprünge gemacht werden und deshalb erhielt meine Interviewpartnerin jedes Jahr denselben Puppenwagen und dieselbe Puppe, nur anders angezogen.

„...Geburtstag haben wir net gefeiert. Der Namenstag is gefeiert worden, geschenkt is nix worden, nein, aber eine Torte is gemacht worden. (...) Und zu Weihnachten, also i hab eine einzige Puppe kriegt und ein Puppenwagl

und des hob i jedes Jahr wieder gekriegt (lacht), dafür is sie immer neu angezogen worden und wieder hergerichtet, des is auf einmal verschwunden gewesen und dann, des weiß ich, hab ich's dann auf jeden Fall wieder gefunden..." (A. P.)

„Zum Geburtstag eine Wurstsemmel...“

Wie bereits erwähnt, wurde Geburtstag in fast keiner Familie gefeiert und dennoch gab es ab und zu eine kleine Anerkennung, auch wenn es nur eine Wurstsemmel war.

„...Das vergess ich nie! Da ist meine Mutter in der Waschküche gwesen und i bin draußen halt so umeinand. Auf einmal kommt mei Mutter raus und hot a Wurstsemmel in der Hand. ‚R. schau, schau‘ und sog i ‚Jö, wieso gibst du mir denn eine Wurstsemmel?‘ – des war ja was, gell! ‚Weilst dein Geburtstag hast!‘...“ (R. H.)

In der Marienthalstudie wurde von den Sozialforschern, die damals in Marienthal anwesend waren, eine Umfrage gestartet, in der die Schüler einen Aufsatz über ihre Weihnachtswünsche schreiben sollten. Dabei trauten sich die Marienthaler Kinder nicht einmal ihre bescheidenen Wünsche zu äußern. Viele der Aufsätze waren im Konjunktiv geschrieben und begannen gewöhnlich mit dem Einleitungssatz: „Wenn die Eltern nicht arbeitslos wären...“ oder dergleichen.

„Es wird ein 11-jähriges Mädchen zitiert:

»Ich hätte an das Christkind viele Wünsche, wenn meine Eltern Arbeit hätten. Ich bekam nichts: ich bekam nur Augengläser. Ich wollte einen Atlas und einen Zirkel.« (Jahoda et al., 1975, S. 76)

Ein 9-jähriger Volksschüler:

»Ich hätte mir gern ein Album für Bilder gewünscht. Ich habe nichts bekommen, da die Eltern arbeitslos sind.« (ebenda, S. 76)

In Mariantal kamen auf 100 Kinder 69, deren Weihnachtswünsche nicht erfüllt wurden. Im Vergleich dazu, wurden mehr als die Hälfte der Wünsche von Kindern aus Nachbarortschaften erfüllt. (vgl. ebenda, S. 76)

Obwohl in der Studie geschrieben steht, dass die Kinder spätestens dann in Resignation verfielen, wenn ihre Wünsche nicht erfüllt wurden und sie gar nichts oder eine andere Kleinigkeit unter dem Christbaum vorfanden, beschrieben dies meine befragten Personen anders. Die Interviewpartner, die aus ärmeren Verhältnissen kamen, meinten dazu, dass sie es so hinnahmen, teilweise nichts verlangten, sehr genügsam waren und die Situation deshalb nicht als tragisch empfanden. Es kann aber auch sein, dass sie dies aus heutiger Sicht anders betrachten und als Kind vielleicht schon traurig waren, es ihren Eltern aber nicht zeigen wollten, weil sie ohnehin wussten, dass sich nicht mehr ausging. Des Weiteren ist es möglich, dass sie dieses Gefühl im Laufe der Zeit verdrängt haben und es deshalb nicht mehr als schlimm empfinden, dass damals ihre Wünsche nicht erfüllt werden konnten.

5.1.7 Wie sah es mit der Kleidung aus

Neben Lebensmittel und Spielzeug, war auch Kleidung zu jener Zeit Mangelware. Als das Geld immer knapper wurde und keine neuen Sachen angeschafft werden konnten, versuchten viele Eltern kreativ zu sein. Mütter besuchten einen von der Forschergruppe angebotenen Schnittzeichenkurs oder schauten sich ein paar Tricks von anderen Hausfrauen ab. Die Forschergruppe bot neben dem Schnittzeichenkurs eine Reihe anderer Kurse sowie ärztliche Behandlungen an. Zum einen, um den Leuten zu helfen, und zum anderen, um zu ihren Ergebnissen zu kommen.

Nebenbei organisierten sie eine Kleidersammelaktion und fragten zuvor in den einzelnen Familien nach, welche Kleidungsstücke besonders benötigt werden. Durch private Sammlungen in Wien wurden ungefähr 200 Kleider- und Wäschestücke angeschafft. (vgl. Jahoda et al, 1975). Viele meiner Interviewpartner konnten sich an diese Aktion nicht erinnern. Es ist möglich, dass sie es gar nicht mitbekommen haben, noch zu jung waren oder ihre Eltern diese Hilfe nicht in Anspruch genommen haben. Im Film „Einstweilen wird es Mittag“ kommt diese Kleidersammlung vor und viele Marienthaler schämten sich, diese Hilfe anzunehmen. Es kann durchaus sein, dass dies auch in der Realität der Fall war und manche Familien sich aus Scham vor den anderen keine Kleidungsstücke geholt haben.

„...i weiß noch, wenn manche die, die Schuh und die Stutzen wennst gsehen hast, die Strümpf und die Hosen, und des alles, naja des war scho... Do san jo ab und zu so Kleiderdinger san jo kommen, so a bissl was zum Verteilen und so und so weiter und so weiter (...) Von sozialen Dinger, Unternehmungen, was weiß ich, Rotes Kreuz oder was weiß ich wie die gheißen haben, oder Schwarzes Kreuz oder Weißes Kreuz oder die christliche, die, net und so... Da is ab und zu, net is do wos kommen, dass die Marienthaler, de haben ja, waren ja wirklich in aller Not, weil mit einem Schlag waren do vier-, fünfhundert Familien Aus, Schluss, Fertig, nix, nix, net. Nach einem Jahr war der Bär los, aus, alles ausgesteuert, nix, nix. Wie die Leut damals durchgekommen sind, des versteh ich auch net...“ (L. K.)

Hier kann man wieder diese klare Abgrenzung erkennen. L. K. hatte das Glück in einer Familie aufzuwachsen, in welcher der Vater gut verdient hat und immer eine Arbeit hatte. Trotzdem lebten sie in Marienthal in einem Arbeiterwohnhaus und gehörten quasi der dort lebenden Gemeinschaft an. Und dennoch zählt er sich in vielen seiner Erzählungen nicht dazu, was man hier an der Aussage „die Marienthaler waren ja wirklich in aller Not“ herauslesen kann. Ich denke, er hat es als Kind mitbekommen, dass es ihm besser ging, als vielen anderen, aber gleichwohl die Not, die in Marienthal herrschte erkannte. Dies kann man auch aus der Aussage „wie die Leut damals durchgekommen sind, das versteh ich auch net“ heraus lesen.

„Aus alten Sachen wurden neue gemacht...“

Viele Frauen flickten Kleidungsstücke und Schuhe oder nähten Kleider zu Mänteln um, damit sie für sich selbst, aber hauptsächlich für ihre Kinder, etwas zum Anziehen hatten. Einige konnten sich durch ihr geschicktes Handwerk ein bisschen Geld dazu verdienen und wenn jemand besonders gut schneiden konnte, so sprach sich das in Marienthal schnell herum. Nur erwischen lassen durfte man sich nicht dabei, wenn man die Arbeitslosenunterstützung ein wenig aufzustocken versuchte, denn in diesem Fall gab es keine Humanität und die komplette Unterstützung wurde gestrichen.

„...des alte, was noch halbwegs gut war, hat die Mama zertrennt, gewaschen und hat uns wieder was Neues gmacht. Die Mama hat uns schöne Sachen gmacht. In der Schule, die Lehrerin hat mich oft gefragt ‚Wer macht dir die schönen Kleider?‘, ‚Na meine Mama‘ hab i gsagt. Die war sehr geschickt...“ (H. B.)

„...Wissen Sie, es war sehr viel Zusammengehörigkeitsgefühl. Ich kann mich erinnern (lacht), man hot jo auch a bissl Freud wollen haben, gell. Was ich so mit..., meine Mama hat ja sehr viel geschneidert, eben wie die Studie gmacht is worden, da haben sie Leute geschickt, die was denen Frauen, Schnitt zeichnen haben gelernt, nähen, dass sie sich a bissl helfen haben können. Da hat meine Mama – meine Mama hat nie Schneiderin gelernt – und hat uns Mäntel geschneidert. (...) In dem Buch von der Jahoda, da is mei Mama sogar, da steht sogar drinnen ‚eine Frau war besonders...‘ des war mei Mama, weil die hat uns dann Mäntel geschneidert. Da sind sogar Leute gekommen zu ihr ‚sie soll ihnen Mäntel für die Kinder...‘. (...) Freilich hat sie sich was dazuverdient, klar haben`s ihr was gegeben dafür. So hot man sich halt durchgholfen. Man muss sehr viel gratis machen und wenn die sehen ‚Aha die kann des‘, na dann kommen sie von selbst...“ (H. B.)

Auch die Schwester von H. B. berichtet über die Geschicklichkeit ihrer gemeinsamen Mutter:

„...Mei Mutter hat an Nähkurs gmacht, der is a do drinnen beschrieben (deutet auf das Buch der Forschergruppe) der Nähkurs. Und sie war aber eine gute Schneiderin. Da hat der Schneider, der Herr H. war ein guter Schneider und da hat die Mutter meiner Schwester an Mantel gmacht und da hat der Herr H. gsagt ‚Des is dein Meisterstück!‘, der war so schön. Ja, solange sie aus ihre Kleider uns was machen hat können, waren wir ja immer schön angezogen. Aber dann, wie des halt auch aus war, und so, dann war der Krieg, dann hast auch nix mehr so kriegt, net. Wir haben Marken ghabt, aber kriegt haben wir nix mehr, net. Da wars dann schlecht, ja. Von den schönen sind wir raus gewachsen (...) Des war dann schon a schwere Zeit a wieder. (...) Do is die Not dann weitergangen praktisch, net. (...) Aber ich, weiß ja net, wie es wer anderer und so, aber ich hab des immer irgendwie leichter genommen. Mich hat des gar nicht so bewegt und so...“ (R. H.)

In den Aussagen der beiden Schwestern kann man den Stolz auf ihre Mutter besonders herauslesen. Beide berichten über deren Schneiderkunst, obwohl diese nie den Schneiderberuf gelernt hatte. Die Hervorhebung, dass ihre Mutter sogar im Buch erwähnt wurde, zeigt die Bewunderung sehr deutlich. Bestimmt waren sie auch sehr froh darüber, weil sie aufgrund dessen, dass ihre Mutter so begabt war, für die damaligen Verhältnisse immer schön angezogen waren. Sogar die Lehrerin in der Schule fragte nach, woher die schöne Kleidung stammt, worauf H. B. ganz selbstverständlich und voller Stolz antwortete: „Na, meine Mama!“. Auch heute noch legen beide viel Wert auf ihre äußeren Erscheinungsbilder und kleiden sich sehr adrett.

R. H. erwähnt in ihrer Erzählung auch die ineinandergreifende Not, die im Zweiten Weltkrieg entstand. Obwohl die Mittel für die Anschaffung dann zwar gegeben waren, konnten sie dennoch nichts kaufen, weil die Güter zu knapp waren. Obwohl sie in weiterer Folge zwar erwähnt, dass die schwere Not sie gar nicht so bewegt hat, so kann man in ihrer Stimme sehr wohl eine deprimierte Stimmung und Traurigkeit erkennen. Es kann durchaus sein, dass man versucht, sich bestimmte Ereignisse, die man im Laufe seines

Lebens erlebt hat und die für jemanden sehr prägend waren, schön zu reden, damit man sie besser verkraften kann. Ich vermute, dass dies hier der Fall sein könnte.

„...Ich denke, der eine Unterschied war, wenn der eine Teil mehr Geld vielleicht ghabt hat oder was und a kleinere Familie war, wir waren ja drei Geschwister, also bei uns, wir waren a größere Familie. Aber wo eine kleinere Familie war und die vielleicht mehr Einkommen ghabt haben, hot man gesehen an der Kleidung. Des, de waren halt... Aber da is es mir wieder sehr gut gegangen, weil meine Mutter hat geschneidert und hat uns halt immer a bissal von den anderen Sachen hats uns halt immer was Neues gmacht. Also hab ich des auch net als Kind so gespürt, das ich gsagt hab, i bin a so a Armutschkerl⁴⁵, wie man so sagt. (...) Das hab ich schon von meiner Schwester, durch des, dass die fünf Jahre älter war, ja durch des hab ich das schon oft, mit Widerwillen muss ich sagen, aber ich hab des schon getragen. (...) Diese Zeit, also muss ich sagen, des haben wir als Kinder nicht so gespürt...“ (B. J.)

Hier wieder der Versuch, sich von den Arbeiterkindern, die B. J. in dieser Aussage als „Armutschkerl“ bezeichnet, abheben zu wollen. Obwohl auch sie von der Mutter zusammengenähte und von der Schwester getragene Kleidung anziehen musste, ist sie der Meinung, dass es ihr besser ging, als anderen Kindern, weil ihre Mutter schöne Kleider nähen konnte. Dass es ihr dennoch nicht so gepasst hat, erkennt man an der Aussage, dass sie oft mit Widerwillen, die Kleidung ihrer Schwester anzog. Beschwichtigt wird das Gesagte, wie in vielen Fällen mit der Äußerung „des haben wir als Kinder nicht so gespürt“. Generell habe ich oft in den einzelnen Erzählungen gehört „Das war halt so“, „Das ist eben so gewesen“ oder „Wir haben es nicht anders gekannt“, was daraufhin deutet, dass die Kinder es eben so hinnahmen und es gar keine andere Möglichkeit gab, es besser zu machen.

⁴⁵ Bedauernswerter, armer Mensch

„Das Gewand wurde an die jüngeren Geschwister weiter gegeben...“

Eine Selbstverständlichkeit war, dass die Kleidung der älteren Geschwister an die jüngeren Kinder weiter gegeben wurde. Deshalb musste stets auf die Klamotten geachtet werden, damit sie nicht kaputt wurden. Hauben, Schals, Fäustlinge, Pullover u. v. m. wurden hauptsächlich selbst gestrickt, gekauft wurden Kleidungsstücke, wenn überhaupt, nur sehr selten und dann sogar auf Kredit, wenn man sie nicht gleich bezahlen konnte. Hierfür gab es in Marienthal bzw. Gramatneusiedl Möglichkeiten und Familien, die etwas mehr Geld zur Verfügung hatten, fuhren nach Wien, manche einmal im Jahr, einige Ausnahmen zu jeder Jahreszeit, um neue Kleidung zu kaufen.

„...das ist in Wien gekauft worden, ja, da ist man nach Wien gefahren. (...) Zu allen Jahreszeiten, auf jeden Fall, ist man eingekleidet worden. Das war Ostern, Weihnachten und Herbst dann, ja...“ (A. P.)

Wie bereits erwähnt, wurde auf das wenige, das man an Kleidungsstücken hatte, und sei es auch aus Fetzen zusammengenäht, besonders Acht gegeben. Im Kasten lagen sie sorgfältig zusammengelegt und alle ein bis zwei Wochen wurden sie gewaschen.

Im Buch „Die Arbeitslosen von Marienthal“ wird die Kleidungsnot auch erwähnt, unter anderem die Tatsache, dass die Erhaltung des Schuhwerkes im Laufe der Zeit immer mehr Schwierigkeiten bereitete. So berichtete zum Beispiel ein Lehrer über einen Schüler aus der zweiten Klasse Hauptschule, der nur ein einziges Paar Schuhe besaß, besser gesagt, zusammengenähte Fetzen hingen ihm von den Füßen. Wenn es regnete oder schneite, wurde er vom Vater eingesperrt, damit die Reste vom Herumspringen nicht noch mehr gefährdet wurden. (vgl. Jahoda et al., 1975)

Dass es auch vorkam, barfuß in die Schule zu gehen, war für einige der befragten Personen, nichts Ungewöhnliches:

„...I bin bloßfüßig in die Kirchn gangen, in die Schul, wie die erste Zeit war, de Sommerszeit, net...“ (J. N.)

„...bloßfüßig, des gonze Johr bloßfüßig, kane Schuch ghabt. (...) Und jedes Hemad war fünfzehnmal eingstickelt und Ding, gell, ja. Heut wennst so in die Schul gehst, was glaubst denn. (...) Meistens hat dann der Jüngere die Sachen kriegt, wenn mir die Hosen zu klein war, de hat dann der andere kriegt, ja. Die zwei B. haben sogar wegen den Socken, im Winter wegen den Socken gestritten. Der hat seine Socken angezogen, da hätten sie bald gerauft. (...) Ja hast net so viel Wäsch ghabt gegen heut, gell ja. Ein Kasten und der war halbert leer, eine Hosen, ein Rock und zwei Hemden...“ (W. D.)

In der Zeit der Arbeitslosigkeit, waren es die Kinder gewohnt, dass sie zusammengestückelte Kleidung trugen und so auch in die Schule gingen, denn die meisten der Mitschüler waren nicht anders angezogen, vor allem nicht die Kinder aus der Arbeiterschicht. W. D. meinte daher, dass, wenn dies heute der Fall wäre, würde man es nicht so auf die leichte Schulter nehmen, wie in damaliger Zeit. Dennoch ging, wie bereits berichtet, die notdürftige Bekleidung ihrer Schüler auch bei den Lehrern, die zu dieser Zeit unterrichteten, nicht spurlos vorüber und der verwahrloste Zustand fiel ihnen sehr wohl auf.



Abb.19: Kinderkleidung, 1930er Jahre

Anders fiel wieder die Antwort eines Befragten aus einer Familie mit höherem Einkommen aus:

„...Mein ersten Mantel hab i kriegt in, beim Tlapa, in Wien. (...) Es war ja immer so, bei den Familien in Marienthal, weil sie ja arm waren, hat der jüngere immer des anzogen vom älteren, ob Madl oder Bua, is ja klar. Des kannst dir eh vorstellen, die Schuhe waren zu groß oder zu klein und die Hosen war zu lang oder zu kurz, net, aber da hats halt nix geben, net. Nur ans hab i net gsehen, dass im Winter irgendwer a Kind ohne Schuh gangen

is. Des hot man in Marienthal net gsehen, net. Na die waren halt zu groß die Schuh, na is ja wurscht..." (J. D.)

Einen großen Unterschied zu den Aussagen der ärmeren Kinder, kann man hieraus lesen, dass J. D. seinen ersten Mantel aus Wien bekam und sich nicht, wie die anderen, mit einem selbstgenähten, zusammengestückelten Teil begnügen musste. Klar erkennbar ist auch, dass er nicht die Kleidung seiner Geschwister bekam oder an sie weitergeben musste. Trotzdem erwähnt er, dass es nichts anderes gegeben hat, bei ihm war es aber sehr wohl anders. Einerseits zählt er sich hier nicht zu den Marienthaler Familien und andererseits zeigt er sich mit den Marienthaler Kindern solidarisch, in dem er so erzählt, als hätte er es selbst in dieser Weise erlebt. Dies erkennt man vor allem in der Aussage „Na die waren halt zu groß die Schuh, na is ja wurscht“. Ob die Kinder, die wirklich zu große oder zu kleine Schuhe tragen mussten, genauso darüber dachten und es ihnen egal war, ist in Frage zu stellen.

5.1.8 Wie sahen Schulbildung und Berufswünsche aus

Neben einem Spital, einer Badeanstalt, dem Herrengarten, Tennisplatz, einem Theatersaal und vielen weiteren sozialen Einrichtungen, ließ der Fabrikbesitzer Hermann Todesco im Jahre 1833 für die Kinder seiner Arbeiter und Arbeiterinnen eine Fabriksschule errichten, die allerdings 1885 wieder aufgelöst wurde. In weiterer Folge wurde für die Kleinkinder eine Kinderbewahranstalt, eine Art Vorform des Kindergartens zur Verfügung gestellt, damit vor allem die Frauen in ihrer Tätigkeit flexibler sein konnten. Die Kinderbewahranstalt war jedoch nicht nur für die Marienthaler Kinder gedacht, sondern auch für Kinder aus Gramatneusiedl und den Nachbarortschaften. Da die Kinderbewahranstalt im Jahre 1931 vom Pfarramt Moosbrunn, einem Nachbarort, übernommen wurde und als Kindergarten von Ordensschwwestern der Kongregation „Mariahilfsschwestern Don Boscos“ weitergeführt wurde, konnten sich die befragten Personen an die Bewahranstalt nicht mehr erinnern. Sehr wohl aber an den Kindergarten, der von den Schwestern geführt wurde. Es wurde berichtet, dass die Türen

immer offen standen und es zumindest immer ein Frühstück und eine Jause für die Kinder gab.



Abb.20: Kindergarten der Mariahilfsschwestern Don Bosco

Nebenbei wurden Vereine gegründet, zum einen der christlich-soziale „Verein Frohe Kindheit“ und zum anderen das sozialdemokratische Gegenstück dazu, das „Heim der Kinderfreunde“. An Letztgenanntes konnten sich die meisten meiner Interviewpartner erinnern, da Marienthal eindeutig von den Sozialdemokraten dominiert wurde und auch ihre Eltern, vor allem diejenigen aus der Arbeiterschicht, der Partei angehörten.

Ein großer Fortschritt war das Montessoriheim, welches 1893 beim Arbeiterwohnhaus Altgebäude errichtet wurde. In diesem Teil befanden sich dazumal auch die vier Waschküchen des Wohnhauses. Der Montessori-Hort in Marienthal war nach Wien der erste in Österreich und zugleich in Relation zur Bevölkerung des Ortes einer der kleinsten weltweit. Allerdings wurden nach der Schließung die Spielsachen verpackt und die Räumlichkeiten von 1930 bis 1938 zu einem so genannten Ledigenheim umfunktioniert. Wie der Name bereits verrät, lebten hier zu dieser Zeit ledige Arbeitslose, um als

eigenständiger Haushalt zu gelten und dadurch Sozialleistungen beziehen zu können. Mittlerweile wurde das Gebäude abgerissen und nur noch ein Teil der Grundmauern erinnert heute an das einstige Montessoriheim. (vgl. <http://agso.uni-graz.at/marienthal/>)



Abb.21: Montessoriheim Marienthal

Der Fortschritt, den Marienthal aufgrund der damaligen Fabrikeinrichtungen erlebte, ist bis heute in den Erinnerungen geblieben und den Stolz in manchen Erzählungen kann man nicht überhören:

„...Die Fabriksherren waren 150 Jahre voraus, jeden sozialen Aspekt gegenüber den anderen. Wir haben einen Doktor ghabt, wir haben ein Bad ghabt, musst dir vorstellen, wir haben ein Dampfbad ghabt, wir haben ein Wannenbad ghabt, ein Tröpferlbad, net, also a Brause ghabt. Wer hat des ghabt? Marienthal hat's ghabt. A Spital haben wir ghabt. Spital war da! Choleraspital war da, also für Epidemien und so weiter, haben wir da draußen ghabt. Alles aus dem Fundus der Fabrik, alles die Fabrik. Die Fabrik, die war unheimlich guat! Diese Voraussicht, mit der was die gebaut worden is damals, des war mindestens 150 Jahre voraus. Damals, in der damaligen Zeit, super!...“ (L. K.)

Die Faszination über die Einrichtungen der damaligen Zeit kommt in dieser Erzählung sehr deutlich zu Geltung. Vor allem die Betonung auf „Wir“ zeigt, dass er sich in diesem Fall zur Gemeinschaft dazuzählt und unheimlich begeistert war, dass all dies in seinem Geburtsort erschaffen wurde. Da L. K. bereits sieben Jahre alt war, als die Fabrik geschlossen wurde, ist er einer der wenigen befragten Personen, die den Betrieb und die dazugehörige, von den Fabrikherren errichtete Infrastruktur, noch in voller Blüte erleben konnten. Durch seine Euphorie schmückt er die Erzählungen ein wenig aus und gerät regelrecht ins Schwärmen, in dem er sagt, die Fabrik sei 150 Jahre voraus gewesen, aber es soll natürlich zeigen, dass Marienthal aufgrund der Fabrik einen Sonderstatus gegenüber anderen Orten hatte, was man in seiner Aussage „Wer hat des gehabt? Marienthal hat's gehabt!“ erkennen kann.

Neben der 1876 neu errichteten und vergrößerten Volksschule, wurde relativ spät, nämlich erst 1928, eine Hauptschule in Gramatneusiedl eröffnet, die auch vom Großteil der befragten Personen besucht wurde. Nur vier von ihnen hatten das Glück aufgrund der tschechischen Abstammung ihrer Eltern oder Großeltern die bereits erwähnte Komenský Schule in Wien zu besuchen, wobei sich einer von ihnen an diese Zeit kaum erinnern konnte. Zu dieser Zeit gab es mehrere Schulen in Wien und Umgebung, die dem Komenský-Verein angehörten. Als Symbolfigur des Vereins galt Jan Amos Komenský (Comenius), der letzte Bischof der Böhmisches Brüdergemeinde, Philosoph und Pädagoge. (vgl. Zilk, 1998) Die Hauptschule, die von meinen Interviewpartnern absolviert wurde, befand sich im 10. Bezirk, Ecke Wielandgasse und Gudrunstraße. Sie wurde 1932 fertig gestellt und die Ausstattung dieser Schule wird von Erika Zilk in ihrer Diplomarbeit als „gleich den anderen »Schulpalästen« von »erster Qualität«“ zitiert (Zilk, 1998, S. 178) Die letzte Komenský Schule in Wien befindet sich heute im 3. Bezirk auf dem Sebastianplatz und umfasst eine Volks- und Hauptschule sowie einen Kindergarten.

Da die Schule öffentlich war und somit kein Schulgeld bezahlt werden musste, konnten sich diejenigen Familien, die tschechischer Abstammung

waren, zumindest damit ein wenig helfen, ihre Kinder in diese Schule zu schicken. Vor allem für die arbeitslosen Familien war dies von besonders großem Nutzen.

„Die einen gingen ins Paradies, die anderen standen im Stall...“

Einen großen Unterschied zu den Kindern, die in Gramatneusiedl in die Schule gingen, merkte man daran, dass jene, die in Wien zur Schule gingen, besser genährt waren, weil sie dort immer zu essen bekommen haben. Aber nicht nur die Ausspeisungen machten diese Schule in damaliger Zeit zu einer außergewöhnlichen Einrichtung, sondern auch die vielen Nebeneffekte, die diese Schule zu bieten hatte, an die sich zwei meiner Interviewpartner noch besonders gut erinnern können:

„...Von der Gramatneusiedler Volksschule nach Wien dann, in die Hauptschul. In die modernste Schul von Europa (...) Überhaupt nicht zu vergleichen, aber wo, um Gottes Willen. Himmel und Hölle. (...) I bin ins Paradies gegangen und die sind im Stall gestanden. Kind, wenn i dir des sag, i will mi da net, weiß ich, irgendwie herausspielen, aber Folgendes nur, wenn i dir sag: erstens einmal sind wir gegangen nur mit Patschen⁴⁶, mit Schlapfen, schon Parkett in der Klasse, schon Warm- und Kaltwasser, schiebbare Tafeln, Radio, Schulfunk mit Übertragung von Prag oder wenn der Direktor geredet hat und so weiter. Die modernen Fenster zum Kippen und schräg zum Auffahren zum Lüften, doppelglasig alles. Die Bänke in modernster, in modernster Zusammenstellung, zwei Sitze, drei Reihen. Die Garderobe abgesperrt, die wurden in der Zehn-Uhr-Pause geöffnet. In der Zehn-Uhr-Pause hast kriegt zwischen ersten und zweiten Stock, alles, was du hast haben wollen. Von der Milch bis zum Kakao, von der Wurstsemmel bis zum... alles in der Schule. Arzt in der Schule! Alle Freitag war ein Arzt, alle Dienstag Zahnarzt! (...) In der dritten Hauptschule haben wir schon mit flüssiger Luft experimentiert, da hat noch gar niemand gewusst, was des überhaupt is, flüssige Luft. (...) Des war ein Irrsinn, was dort schon gegangen is. (...) Wie ich das erste Mal in die

⁴⁶ Hausschuhe

Wiener Schule hinein gekommen bin und hab den Turnsaal gesehen, hab ich glaubt, i hab jo erstens einmal gar net gwusst, dass es so etwas gibt!..."

(L. K.)

Auch H. B. erinnert sich noch gut und gern an ihre Schulzeit in Wien:

„...Im zehnten Bezirk, die Wielandschule, des is ja Komenský, des war die modernste Schule von ganz Wien. Da hat es weit und breit keine so eine Schule gegeben wie die. Wenn ich ihnen erzähl, wie die hergerichtet, na i war direkt stolz, dass ich dort hin gangen bin. Und da hab ich in an Jahr hab i müssen lernen, die tschechische Sprache. Na sie haben ja, na I bin net sitzen blieben, weil ich halt mit, i hab aufpasst und dann mit der Zeit hab i schon gwusst ‚Aha‘, da hab i mir dann schon zusammengedichtet ‚Aha, jetzt is von dem die Rede‘ und so bin i mitkommen. (...) Die Schul war ja, da haben wir einen Zahnarzt ghabt und dann haben wir einen Physiksaal ghabt (...) Wir haben im Turnsaal, haben wir sogar ein Tröpferlbad ghabt. (...) Einen Theatersaal haben sie auch gar gemacht...“ (H. B.)

Beide waren sichtlich stolz, dass sie diese, für damalige Verhältnisse überdurchschnittlich gut ausgestattete, Schule besuchen konnten. Interessant sind hier vor allem die Vergleiche der beiden Aussagen zum einen von L. K. „die modernste Schul von Europa“ und zum anderen von H. B. „die modernste Schule von ganz Wien“. Man kann hier den Stellenwert, den diese Schule für die befragten Personen hatte, herauslesen. Die Ausstattung dürfte sehr fortschrittlich und mit der Hauptschule in Gramatneusiedl nicht vergleichbar gewesen sein.

In diesem Zusammenhang möchte ich einen Artikel von Margita Jonas zitieren, der mittlerweile im, vor kurzem erschienenen, Buch „Tschechen in Wien“ von Regina Wonisch vorzufinden ist:

„An zahlreichen Schulen gab es Schulmilchaktionen, Schulküchen, Schuh- und Winterbekleidungsaktionen. Der Schulverein war zudem bemüht, die Jugendlichen in gesundheitlichen Belangen zu unterstützen. Schulärzte führten Vorsorgeuntersuchungen und Impfaktionen durch, im 16. Bezirk

wurde eine Zahnklinik eingerichtet. In den Sommermonaten wurden für die Schüler und Schülerinnen Erholungsaufenthalte in den Feriensiedlungen des Schulvereines organisiert. Zudem war es dem Verein ein Anliegen, Kinder und Jugendliche mit diversen Kulturangeboten wie Museen und Theateraufführungen vertraut zu machen, um sie zu sinnvollen Freizeitaktivitäten zu motivieren.“ (Wonisch 2010, S. 82f)

Und weiter:

„Aufgrund ihrer Nähe zur Südbahn sollte die Lehranstalt auch für Kinder aus ländlichen Gebieten attraktiv sein. Mit dem 1933 angeschafften Schulbus konnten zudem etwa 300 Kinder aus den umliegenden Gemeinden nach Wien zur Schule gebracht werden.“ (ebenda, S. 78)

Aber nicht alle schienen trotz der deutlich besseren Gegebenheiten glücklich darüber gewesen zu sein, diese Schule besucht zu haben.

„...Mei Schwester, de bringt ja des anders. Für mich, ich, des war für mich eine Strafe. I bin in der vierten Klasse, bin ich in die tschechische Schule gekommen, hab kein Wort tschechisch gekönnen und hob, bin gesessen dort und hab halt zugehört und so. Da sind aber meine Eltern auch Schuld gewesen, weil die hätten ja müssen zhaus schauen auf mi, net. (...) Ich bin ein Jahr gesessen in der Schule und hab nix mitkriegt, net. (...) In den zweiten zwei Klassen dann bin i schon mitkommen mehr, net und dann war der Krieg, war die tschechische Schule zu, net, hab i müssen da in die Schul gehen⁴⁷. Da bin ich hergekommen. I hab ja Deutsch können, net und der, der Direktor hat mi ‚Na komm her und zeig uns was du Deutsch kannst!‘ Hab i auf die Tafel gehen müssen und hab i müssen was schreiben. Alles was i gschrieben hab, war falsch. (lacht) Die, die, die Aufregung, gell, na. (...) Die sind richtig gesessen auf mi, die Lehrer. I hab genau so alles, wenn i heute des so vergleich, wenn ich heute mein Leben vergleiche mit meine Arbeit, mit meine Schulkollegen, bin i am besten dran. Ich hab am besten geleistet. ‚Was hat die geleistet, was hat die geleistet‘ denk ich allerweil so nach ‚Was

⁴⁷ Hier ist die Hauptschule in Gramatneusiedl gemeint

is die geworden, was is die worden, gar nix is die worden'. Die waren alle so gscheit in der Schul ,Wos is sie denn wordn, gar nix is worden' Aber auf mich sind sie gesessen und haben mich sitzen lassen, net. Bin eine, eine Sitzenbleiberin bin ich..." (R. H.)

Sehr deutlich ist hier die seelische Belastung herauszulesen, die R. H. beim Besuch der Schule anscheinend hatte. Hauptgrund dafür waren ihre fehlenden Tschechisch-Kenntnisse und die dadurch entstandene Angst vor Lehrern und dem eigenen Versagen. Wahrscheinlich waren die Eltern erleichtert, ihre Kinder in die Komenský Schule schicken zu können und wollten ihnen etwas Gutes tun, schon allein aufgrund der besseren Gegebenheiten, die diese Einrichtung zu bieten hatte. Dennoch wirft R. H. ihren Eltern vor, dass sie nicht darauf geachtet haben, dass sie kein Wort Tschechisch verstand und auch nicht sprechen konnte. Aber auch der Wechsel in die Gramatneusiedler Hauptschule stellte keine besondere Entlastung für sie dar und sie fühlte sich auch hier stets benachteiligt. Da sie die ersten Jahre die tschechische Sprache lernen musste und somit ihre Deutschkenntnisse vernachlässigt wurden, konnte sie auch hier die gewünschten Leistungen nicht immer erbringen, weshalb sie eine Klasse wiederholen musste. Sie versucht ihre Enttäuschung und Verletzung durch Vergleiche ihrer Mitschülerinnen zu beschwichtigen, indem sie erzählt, dass sie im späteren Berufsleben mehr Erfolg hatte als die anderen, die in der Schule bessere Leistungen erbrachten. R. H. weist auf ihren späteren Beruf als Leiterin einer Konsumfiliale hin und dass sie es trotz des Wiederholens einer Klasse zu etwas gebracht hatte. Ihre Schwester hingegen nahm diese Tatsache, dass sie kein Wort Tschechisch sprach lockerer hin und blickt auf die Schulzeit positiv und mit Stolz zurück.

„Hauptsache, es ist irgendein Geld reinkommen...“

Berufswünsche hatten die wenigsten der befragten Personen und diejenigen, die einen hatten, konnten ihn aufgrund der fehlenden Ausbildung oder der fehlenden Möglichkeiten nicht erlernen. Die meisten antworteten, dass es wichtig war, überhaupt eine Arbeit bekommen zu haben und Geld zu

verdienen. Da konnte man nicht sehr wählerisch sein. Ein weiterer Grund war vor allem bei den Mädchen, dass Burschen bevorzugt wurden, wenn es um eine Ausbildung, vor allem eine spezielle schulische, ging. Bei manchen ergab sich zufällig eine Lehre, die sie annahmen und abschlossen. Auch der Zweite Weltkrieg machte es manchen unmöglich, ihren Berufswunsch zu erlernen und danach setzte man ihn auch nicht mehr um, weil man auch in der Nachkriegszeit froh war, nur irgendeine Arbeit zu haben, damit man durchkam.

„...I hob wollen die Handelsakademie machen und der Hitler ist kommen. Hätt ich nicht fertig machen können, weil i wor Tscheche. Die haben mich vor die Initiative gestellt, entweder ich lass die tschechische Sprache stehen und kriege eventuell ein Halbstipendium für Wien, net, oder ich verlier die österreichische und die tschechische und die und die österreichische Staatsbürgerschaft und die deutsche und bin a Tschechischer zungensprachig. Der tschechischen Zunge angehörend. Also mit einem Wort, i wär außern Kreis gestellt worden, net, weder ein Deutscher noch ein Österreicher, sondern und auch kein Böhm. (...) No bin i, hab i aufgehört, net. Hab mi durchgewurschtelt und bin nix gwesen, bin weder a Studierter noch ein Glernter (...) Wie des Leben so schreibt, zwanzig Jahre hab i vis a vis von der Schule gearbeitet dann...“ (L. K.)

„...Da war i bei der Berufsberatung und die haben mir da sämtliche Berufe vorglegt, net. (...) In der Schul, net, Berufsberatung. Und da sind wir hingefahren in die, am Zollamt war des und mein Zeugnis war net besonders durch die tschechische und Ding, net. Jetzt hab ich gsagt ‚Ja i will des werden da hier, Automechaniker‘. ‚Na, na liaber Bua, Mechaniker, do haben wir in Rechner ka guate Noten.‘ (...) Auf einmal sind wir um auf Buchbinder, net... ‚So i hob was für dich‘ hat er gsagt ‚a schene Arbeit, wirst net dreckig, nix, Buchbinder‘, ‚Ja, ja‘ so zufällig, also, net. Aber i muss sagen, es war wirklich a super Beruf...“ (W. D.)

„...Mein Vater hat mich ja wollen, wie ich von der Schul austreten bin mit vierzehn Jahr, hätt er mi wollen ins Grafische Institut geben. Und da war der R., der J. R. und der S., die sind auch mit mir in die Schul gangen. Der R.

war sehr begabt in Zeichnen und dann war noch einer, von einer Lehrerin der Sohn, die... und mei Vater hat mich wollen einschreiben und da haben's gesagt ‚Wir müssen die Buben vornehmen‘. Die, zu meiner Zeit sind die Madln auf die Seite geschoben worden, weil die Buben müssen ja die Frauen erhalten, weil die Frauen gehen ja dann, eh, kriegen Kinder und so. So bin i dann weg kommen von der Zeichneri. Sonst wär i vielleicht beim Zeichnen untergekommen. Aber des spielt keine Rolle...“ (H. B.)

„...Berufswunsch hab i net ghabt. Was halt kommt, des hätt i packt, des hätt i gmacht. Was kommt, des pack i an und ich habe es gut gemacht...“ (R. H.)

„...I hob ka Lehre ghabt, hab i net kriegt. I hab nirgends eine Lehre kriegt. Es, es war schlecht zu derer Zeit irgendwo unterkommen. (...) Da hast keine Wünsche ghabt. Wünsche ja, aber... I war froh, dass i da zu derer Zeit a Arbeit ghabt hab. Da hast gschaut, dass du irgendwo reinkommst, dass du irgendwas verdienst. Was des war, war ganz egal, Hauptsache es ist irgendein Geld reinkommen zu derer Zeit...“ (E. P.)

„...Mein Berufswunsch war die Hetzendorfer Modeschule. I hab mich immer, immer für die Mode interessiert, immer. (...) I hab immer wollen in die Modebranche. Es war net möglich, du bist nicht rein gekommen. Erstens einmal waren des lauter, die was in die Modebranche, also was dann in die Hetzendorfer Schule kommen sind, des waren alle schon von hoch oben. Also da hast ja keine Chance net ghabt, da hast keine Chance ghabt. Oder du hast irgendwen ghabt, der was dich rein gebracht hat oder irgendwie, aber sonst hast du keine Chance ghabt. Aber i wär immer gern in die Modebranche gegangen (...) I hab die Hauswirtschaftsschule gemacht und dann hab i mir auch immer selber alles genäht. Ja, i hab die Hauswirtschaftsschule gemacht. Es war halt schwer für uns dann die Zeit, net. Dann war der Krieg aus und dann hast müssen suchen, dass du wo unterkommen bist. Es war immer, es war halt immer, aber ich hab immer so ein Posten kriegt, wo ich immer schön durchkommen bin und wo i immer mein Geld verdient hab...“ (B. J.)

Nur wenige konnten zu dieser Zeit ihren tatsächlichen Wunschberuf lernen, in meinem Fall war das J. D., der den Beruf Elektriker lernte und A. P. aus der Bauernfamilie, die Lehrerin wurde. Alle anderen waren froh darüber, Geld verdienen zu können und nicht die grausame Erfahrung der Arbeitslosigkeit, die ihre Eltern erleben mussten, zu machen. Trotzdem erkennt man in ihren Aussagen die Enttäuschung darüber, dass sie ihre Träume aufgeben mussten, das zu werden, was sie wollten. Dass das Geld dabei einen wichtigen Faktor darstellte, wenn nicht sogar im Vordergrund stand, ist nicht zu verübeln, denn sie wussten, wie schwierig es war, keines zu haben und jeden Groschen umdrehen zu müssen bevor ein Stück Fleisch oder Schokolade angeschafft wurde.

5.1.9 Wie gehen Sie mit der Sonderposition Marienthals um

Die Sonderposition, die Marienthal einerseits durch die Textilfabrik hatte und in weiterer Folge durch die zur Zeit der Arbeitslosigkeit durchgeführten Forschungen erlangt hat, ist nicht nur im Ort Gramatneusiedl bis heute zu spüren, sondern war auch in den einzelnen Gesprächen wahrnehmbar. Jeder der befragten Personen erzählte gerne über die erlebte Kindheit und der Stolz, hier aufgewachsen zu sein, lässt sich oft anhand des Gesagten erschließen. Alle bis auf eine Person, die nach Wien geheiratet hat, leben heute noch in Gramatneusiedl. Fragt man sie nach ihrer Herkunft, so würden sie nicht antworten, dass sie aus Gramatneusiedl stammen, sondern dass sie Marienthaler seien.

Viele von ihnen unterstützen den Soziologen Reinhard Müller in seinem Marienthal-Projekt sowohl anhand von Zeitzeugenberichten als auch durch die Sammlung von Bildern, Dokumenten, Stoffresten der Fabrik oder anderen Gegenständen aus der Zeit der Arbeitslosigkeit. Gibt es Veranstaltungen, wie vor kurzem eine Ausstellung, bei der im Anschluss der Film von Karin Brandauer „Einstweilen wird es Mittag“ gezeigt wurde, so ist jeder von ihnen anwesend und froh darüber, die anderen Menschen, mit denen sie ihre Kindheit verbrachten, wieder zu treffen und über die alten Zeiten reden zu können.

Manche von ihnen haben die damaligen Forschungsarbeiten mitbekommen, sie aber dadurch, dass sie noch Kinder waren, nicht verstanden. Die Bücher, die es über Marienthal gibt sowie auch den Film, hat jeder einzelne bzw. jede einzelne von ihnen zuhause. Viele erkennen ihre Eltern oder Großeltern in den Erzählungen wieder und sind stolz darüber, dass diese in einem Buch erwähnt wurden. Der Bildband, der 2010 von Reinhard Müller mithilfe vieler Marienthaler herausgegeben wurde, ist eine besonders große Freude, da ihnen natürlich auch darin viele Gesichter bekannt sind.

Doch am besten erfährt man über das Bewusstsein der Sonderposition in folgenden Zitaten:

„...Sie dürfen ja nicht vergessen, das war ja die größte Weberei von ganz Österreich. Da is ja ein Zug rein gefahren, da waren Schienen, sind rein gekommen und haben die Ware ausgeführt, ja. I weiß, wo die Schienen gangen sind...“ (H. B.)

„...I bin ja wirklich froh, dass ich das wieder einmal erzählen hab können. Na ich denk gern zurück an die Zeit...“ (J. N.)

„...Es wird schon noch immer geredet darüber, weißt, weil Marienthal ist unvergesslich, also nach meiner Warte aus. Weil es war der Zusammenhalt mit den Leuten war und dann, weißt eh, wenn'st aufgewachsen da bist, ist immer das Heimatgefühl da und ich sag noch heut immer, wenn mich wär fragt ‚Wo bist du geboren?‘, sag ich immer ‚In Marienthal‘. Ich sag nie Gramatneusiedl, ich sag immer ‚Ich bin eine Marienthalerin‘. (...) Ja, es wird bestimmt auch was Negatives geben, aber als Kind kannst dich nur an das Positive erinnern. Und wenn wir heute noch zusammenkommen (...) es war immer ‚Wir sind Marienthaler‘. Und es war auch durch den Sport, durch den Sport waren wir sehr verbunden auch, nachher (...) Ich bin halt da geboren und ich bin stolz drauf (...) Ich verleugne es nicht. Ich bin halt und meine Eltern waren Arbeiter und sie haben uns ermöglicht, etwas zu lernen, das war ja auch nicht selbstverständlich, net. Wir haben jeder einen Beruf, wir haben jeder eine abgeschlossene Schulbildung. (...) Durch des, dass so viel

positiv ist, musst denken, vergisst ein bisschen das Negative (...) Ich danke Dir, dass ich ein bisschen was erzählen hab können..." (B. J.)

„...Was die Menge der Arbeiter betrifft ist in der weiteren Umgebung niemand an Marienthal ran gekommen, weil das war eigentlich dann schon europäische Gesellschaft (...) Marienthal-Trumau, des war halt der Idealbegriff von einer, kann man ruhig dann sagen, Weltfirma, net. Und davon haben tausend Leute gelebt, net und dann war es aus. Und des war des, was die eben untersucht haben und die Betonung drauf gelegt, und das hab ich schon mitkriegt, der Zusammenhalt der Menschen in dem kleinen Ort, net..." (J. D.)

6. Zusammenfassende und abschließende Überlegungen

In den vorhergehenden Kapiteln dieser Arbeit habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, einen Zugang zu den Lebens- und vor allem Aufwuchsbedingungen von Kindern in Marienthal zur Zeit der Arbeitslosigkeit zu vermitteln. Durch die anfangs sehr allgemein gestellte Eingangsfrage eines jeden einzelnen Narrativinterviews „Wie haben Sie ihre Kindheit zur Zeit der Arbeitslosigkeit in den 1930er Jahren erlebt?“ ergaben sich viele weitere Fragen vor und während der Gespräche, die ich in der Arbeit zu bearbeiten versuchte. Natürlich können die Ergebnisse keine allgemeine Gültigkeit in Bezug auf die Lebensverhältnisse und das Erleben der Kindheit im ländlichen Arbeitermilieu haben; allerdings handelt es sich hier um die Eindrücke und Erinnerungen von zehn Personen, die damals ihre Kindheit erlebten.

Dennoch konnte ich im Zuge meiner Recherchen feststellen, dass Personen, die auch in dieser Zeit im Arbeitermilieu aufwuchsen, Ähnliches berichteten. Etliche Bände der Buchreihe „Damit es nicht verlorengeht...“, herausgegeben vom Verein „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ Institut für Wirtschafts- u. Sozialgeschichte, Universität Wien, befassen sich mit der Kindheit in unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten bzw. Milieus und bieten entsprechende autobiographische Kindheitsdarstellungen. Erzählungen, überwiegend von Kleidung, Essgewohnheiten und Weihnachtserinnerungen, decken sich mit vielen Schilderungen der Marienthaler Kinder.

Obwohl der Großteil der Marienthaler Kinder in ärmsten Verhältnissen aufwuchs, sagten alle befragten Personen aus, dass, obgleich sie finanziell nicht gut gestellt waren, sie trotzdem eine schöne Kindheit hatten. Eine Kindheit, in der sich alles in der Natur abspielte - verbunden mit Freiheit, in der man sich aus Baumästen Musikinstrumente gebastelt hat und in eiskalte Bäche schwimmen ging, Kartoffeln gebraten wurden und ein Kind, das ein Dreirad hatte, noch bewundert wurde. Eine Kindheit, die man sich heute nicht mehr vorstellen kann. Die Arbeiterkinder hatten einen gemeinsamen

Ort, den Herrengarten, der in ihrer Kindheit sehr wichtig war und ihnen besonders viel Freude bereitete. All diese Gegebenheiten ließen sie die Schattenseite der Arbeitslosigkeit ihrer Eltern zumindest in der Freizeit vergessen.

Doch auf der anderen Seite erschwerten die schlechten Wohnverhältnisse und der tägliche Kampf um Nahrungsmittel das Leben der Menschen. Vor allem diejenigen Kinder, deren beide Elternteile keine Arbeit mehr fanden und daher in sehr armen Verhältnissen lebten, empfanden diese Lebensbedingungen als sehr schwierig. So erinnerten sich manche Interviewpartner beispielsweise daran, dass das Essen meist einseitig und nicht immer ausreichend war, die Kleidung von der Mutter zusammengeflickt wurde oder es zu Weihnachten nur einen Christbaum, aber keine Geschenke gab. Die Zustände waren den Kindern zwar bewusst, jedoch wurden diese zu damaliger Zeit nicht hinterfragt, sondern so hingenommen.

Beim Vergleich der einzelnen Interviews konnten deutliche Unterschiede bezüglich der Lebensbedingungen festgestellt werden. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass sechs meiner Interviewpartner in sehr armen Verhältnissen aufwuchsen, drei von ihnen hatten hingegen das Glück, dass ein Elternteil erwerbstätig war und eine Person wuchs in einer Bauernfamilie auf, die zumindest auf ihre vorhandenen oder selbst produzierten Naturalien zurückgreifen konnte und hinsichtlich Wohn- und Lebensverhältnisse besser gestellt war. Diese Unterschiede waren auch den Kindern bewusst, allerdings erkannten sie diese meist erst in der Schule, denn anderswo kamen die Arbeiterkinder mit den Bauernkindern kaum in Berührung.

Bezüglich der Eltern bekam ich in den Gesprächen eher wenige Informationen. Das kann durchaus damit zusammenhängen, dass die Kinder sehr viel auf sich gestellt waren, weil die Eltern oft außer Haus waren. Entweder sie waren erwerbstätig oder gingen irgendeiner anderen Beschäftigung nach. An die viel zitierte Resignation der Männer konnten sich auch viele Interviewpartner noch erinnern. Trotzdem konnte ich feststellen, dass in Familien, in denen die Mutter den Haushalt, Schrebergarten und die Kindererziehung geschupft hat und nebenbei durch Näharbeiten oder andere

Tätigkeiten Geld heranschuf, sehr gelobt wurde und die Personen heute noch sehr stolz auf sie sind. Über den Vater hingegen, der keine Arbeit mehr gefunden und sich auch nicht darum gekümmert hat, eine zu finden und kaum zuhause war, fanden die meisten kein gutes Wort und hatten eher eine schlechte Beziehung zu ihren Vätern. In anderen Erzählungen, wo der Vater Geld heimgebracht hat, wurde dieser mehr hervorgehoben, öfter erwähnt und über ihn sehr positiv gesprochen. In diesen Fällen wurde weniger über die Mutter berichtet.

Obwohl die Not in Marienthal vorherrschte und die Eltern ihren Kindern kaum etwas bieten konnten, so berichten trotzdem alle, dass es einen unglaublichen Zusammenhalt untereinander gab, zumindest was die Arbeitergemeinschaft betrifft. Auch wenn niemand finanziell große Sprünge machen konnte und nicht viel hatte, versuchten sich die Menschen trotzdem gegenseitig zu helfen. Herauszustreichen ist vor allem auch, dass es unter den Kindern keinen Neid gab. Dies wurde sowohl von den damals besser gestellten Kindern als auch von den ärmeren Kindern berichtet. Lebte ein Kind in einer Familie, die mehr zu essen hatte, so nahm er ein paar Kinder mit nachhause, um ihnen ein Stück Brot zu geben. Und wenn jemand ein Dreirad oder Schlittschuhe hatte wurden diese an andere weiter gereicht, um die Freude teilen zu können.

Die Sonderposition, die Marienthal bis heute hat, ist auch in den einzelnen Erzählungen gegenwärtig und viele von ihnen sind stolz, dort aufgewachsen zu sein. Obwohl sie sich an die Armut und an die vielen Entbehrungen ihrer Kindheit erinnern, überwiegen dennoch die positiven Erinnerungen an diese Zeit. Wenn sie ihre Kindheit mit jener der heutigen Zeit vergleichen, würden die meisten ihre eigene nicht eintauschen wollen. Sie hatten nichts und dennoch so viel. Denn an die Freiheit, die sie in ihrer Kindheit erleben durften, erinnern sich alle gerne zurück.

Trotz allem können sie die ärmlichen Lebensverhältnisse nicht aus ihren Erinnerungen streichen. Die Zeiten haben sich zwar gewandelt, aber das Brot, das für viele heilig war, wird bis heute nicht weggeworfen. Die Not, die sie damals erlebten, können sie bis an ihr Lebensende nicht vergessen:

„...Des is im Blut (...) Was man gsehn hat und gmacht hat, des geht mit, des kann man nimma los werdn...“ (L. K.)

7. Quellen- und Literaturverzeichnis

7.1 Primärquellen

(Übersicht der geführten Interviews)

L. K. (2010). Narratives Interview, geführt von der Verfasserin.
Gramatneusiedl, 06. April 2010.

A. Sch. (2010). Narratives Interview, geführt von der Verfasserin.
Gramatneusiedl, 10. April 2010.

B. J. (2010). Narratives Interview, geführt von der Verfasserin.
Neu-Mitterndorf, 19. Juli 2010.

J. D. (2010). Narratives Interview, geführt von der Verfasserin.
Gramatneusiedl, 20. Juli 2010.

A. P. (2010). Narratives Interview, geführt von der Verfasserin.
Gramatneusiedl, 20. Juli 2010.

J. N. (2010). Narratives Interview, geführt von der Verfasserin.
Gramatneusiedl, 20. Juli 2010.

W. D. (2010). Narratives Interview, geführt von der Verfasserin.
Gramatneusiedl, 26. Juli 2010.

H. B. (2010). Narratives Interview, geführt von der Verfasserin.
Wien, 27. Juli 2010.

E. P. (2010). Narratives Interview, geführt von der Verfasserin.
Gramatneusiedl, 20. August 2010.

R. H. (2010). Narratives Interview, geführt von der Verfasserin.
Gramatneusiedl, 20. August 2010.

7.2 Sekundärliteratur

Bernart, Yvonne / Krapp Stefanie: Das narrative Interview. Ein Leitfaden zur rekonstruktiven Auswertung – Landau: Verlag Empirische Pädagogik, 1998 + 2004 (3. überarbeitete Auflage)

Blaumeiser, Heinz / Blimlinger, Eva: Alle Jahre wieder – Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder (aus der Reihe: Damit es nicht verloren geht...) – Wien; Köln; Weimar: Böhlau, 1993

Bohnsack, Ralf: Rekonstruktive Sozialforschung – Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung, 2., überarb. Aufl. – Opladen: Leske + Budrich, 1993

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede – Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft; (übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer) – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001

Deppermann, Arnulf: Gespräche analysieren. Eine Einführung in konversationsanalytische Methoden – Opladen: Leske + Budrich, 1999

Deutsch, Walter (im Auftrag des Österreichischen Volksliedwerkes: Corpus musicae popularis Austriacae = Gesamtausgabe der Volksmusik in Österreich; Sprüche, Spiele und Lieder der Kinder – Wien; Köln; Weimar: Böhlau, 2004

Doubek, Günter: Du wirst das später verstehen – Eine Vorstadtkindheit im Wien der 1930er Jahre (aus der Reihe: Damit es nicht verloren geht...) – Wien; Köln; Weimar: Böhlau, 2003

Ehrmann, Jürgen [Hrsg.]: Was auf den Tisch kommt, wird gegessen – Geschichten vom Essen und Trinken (aus der Reihe: Damit es nicht verloren geht...) – Wien; Köln; Weimar: Böhlau, 1995

Erdheim, Mario: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit – Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozeß, 1. Aufl. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982

Gläser, Jochen / Laudel, Grit: Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen – Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004

Gutschner, Peter [Hrsg.]: „Ja, was wissen denn die Großen...“ – Arbeiterkindheit in Stadt und Land – (aus der Reihe: Damit es nicht verloren geht...) Wien; Köln; Weimar: Böhlau, 1998

Heinze, Thomas: Qualitative Sozialforschung. Einführung, Methodologie und Forschungspraxis – München: Oldenburg Wissenschaftsverlag GmbH, 2001

Jahoda, Marie / Lazarsfeld, Paul F. / Zeisel Hans: Die Arbeitslosen von Marienthal: ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit; mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, 2. Auflage –Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1975

Jonas, Margita: Geschichte des Schulvereins Komenský. In Regina Wonisch [Hrsg.]: Tschechien in Wien – Zwischen nationaler Selbstbehauptung und Assimilation – Wien: Erhard Löcker GmbH, 2010

Kelle, Udo / Kluge, Susanne: Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung, 2., überarbeitete Auflage - Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010

Mayring, Philipp (Psychologe): Einführung in die qualitative Sozialforschung – eine Anleitung zu qualitativem Denken, 4. Aufl. – Weinheim: Beltz, Psychologie-Verl.-Union, 1999

Moebius, Stephan [Hrsg.]: Kultur - Theorien der Gegenwart, 1. Aufl. – Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwissenschaften, 2006

Müller, Reinhard: Marienthal: das Dorf – die Arbeitslosen – die Studie – Innsbruck; Wien [u. a.]: StudienVerl., 2008

Müller, Reinhard: Mythos Marienthal – Blicke auf die Fabrik, die Arbeiterkultur und die Arbeitslosen – Innsbruck: Studienverlag GmbH, 2010

Nohl, Arnd-Michael: Interview und dokumentarische Methode – Anleitung für die Forschungspraxis – Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006 + 2. überarbeitete Auflage 2008

Reitermaier, Cornelia: Frauenbild und Mädchenleben in der österreichischen Nachkriegszeit. Wie Frauen aus der ländlichen Arbeiterschicht in Österreich ihre Kindheit und Jugend in den späten vierziger- und in den fünfziger Jahren erlebten und beurteilten – Diplomarbeit zur Erlangung des akad. Grades einer Magistra rer. soc. oec. – Wien: 1996

Schröder, Gerhart [Hrsg.]: Kulturtheorien der Gegenwart – Ansätze und Positionen – Frankfurt am Main [u.a.]: Campus-Verl., 2001

Sieder, Reinhard: Zur alltäglichen Praxis der Wiener Arbeiterschaft im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, Habilitationsschrift an der Geisteswissenschaftlichen Universität Wien, 1988

Past, Johann: Marienthal vom Notstand zum Wohlstand (193 –1973). Hausarbeit aus dem Fachgegenstand Soziologie für die Lehramtsprüfung für Hauptschulen an der Pädagogischen Akademie der Erzdiözese Wien, Fachgegenstand: Soziologie – Wien, 1973

Weber, Therese: Häuslerkindheit – Autobiographische Erzählungen (aus der Reihe: Damit es nicht verloren geht...) – Wien; Köln; Graz: Böhlau, 1984

Zilk, Erika: Der Schulverein KOMENSKÝ als Gründer und Erhalter tschechischer Schulen und anderer Bildungseinrichtungen in Wien – Die Vorgeschichte und die Periode 1918–1938 – Diplomarbeit zur Erlangung eines Magisters der Philosophie - Wien: 1998

7.3 Internetquellen

<http://ostarrichi.org>

<http://agso.uni-graz.at/marienthal/>

<http://greenpeace.at>

<http://woerterbuch.babylon.at>

8. Bildkatalog

- Abb.1: Farbik Marienthal (AGS), Sig. 47/004.002.001
Abb.2: Gramatneusidl (AGS), Sig. 43/109
Abb.3: Wohnhäuser – Marienthal (AGS), Sig. 43/095
Abb.4: Arbeiterwohnhaus „Hinterbrühl“ (AGS), Sig. 43/551
Abb.5: Hausgemeinschaft Nussdorf (AGS), Sig. 43/069
Abb.6: Arbeiterwohnungen mit Gemeinschaftsbrunnen (MMT), S. 70
Abb.7: Küche in einem Arbeiterwohnhaus (MMT), S. 75
Abb.8: Consum Verein Marienthal (AGS), Sig. 43/017
Abb.9: Das Geschäft Treer (AGS), Sig. 43/015
Abb.10: Bäckerei Zehetner (PWD)
Abb.11: Schrebergarten mit Haustieren (MMT), S. 76
Abb.12 /13: Bensdorp Schokoladenverpackung Vorder- und Rückseite (PWD)
Abb.14: Teich mit Kegelbahn (AGS), Sig. 47/012.001.012
Abb.15: Teich im Park (AGS), Sig. 43/196
Abb.16: Musikpavillon im Park (AGS), Sig. 43/426
Abb.17: Hauptallee im Park (AGS), Sig. 43/322
Abb.18: Teddybär von B. J., Aufnahme August 2010 (SBF)
Abb.19: Kinderkleidung, 1930er Jahre (MMT), S. 89
Abb.20: Kindergarten der Mariahilfsschwestern Don Bosco (MMT), S. 187
Abb.21: Montessoriheim Marienthal (MMT), S. 61

8.1 Bildquellen

- (AGS) Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich (Graz), Virtuelles Archiv »Marienthal«, Marktgemeinde Gramatneusiedl: Bildersammlung
- (MMT) Müller, Reinhard: Mythos Marienthal – Blicke auf die Fabrik, die Arbeiterkultur und die Arbeitslosen – Innsbruck: Studienverlag GmbH, 2010
- (PWD) Privatarchiv Walter Dienstl sen.
- (SBF) Selbst fotografiert

9. Abstract

Die Arbeitslosen von Marienthal spielen nach wie vor eine wichtige Rolle im Bereich der Sozialwissenschaften. Diese Arbeit hat sich das Ziel gesetzt, die Dekonstruktion lebensgeschichtlicher Erzählungen von Kindern in Marienthal der 1930er Jahre darzustellen. Wie gehen die Menschen, die damals Kinder waren, mit ihrer Vergangenheit um? Anhand narrativer Interviews, die mit zehn Personen durchgeführt wurden, soll diese Frage beantwortet werden. Die Vorgangsweise, Durchführung und Resultate werden ausführlich behandelt und sollen dem Leser einen Einblick in das Kindheitserleben im arbeitslosen Marienthal geben. Neben den Wohnverhältnissen, der Ernährungslage, Spielmöglichkeiten oder Erinnerungen an Weihnachten sowie Geburtstag, soll auch das Bewusstsein der Sonderposition, die Marienthal aufgrund der durchgeführten Sozialforschung in den 30er Jahren erlangt hat, erörtert werden. Letztendlich soll anhand der einzelnen Erzählungen versucht werden, Parallelen und / oder Unterschiede der subjektiven Erlebnisse aufzuzeigen.

The unemployed of Marienthal continue to play an important role in the social sciences. The purpose of this work is to show the de-construction of children's historical narratives in Marienthal from the 1930s. How do people who were children back then deal with their past? This question will be answered through ten narrative interviews. The approach, implementation and results will be discussed in detail and will give the reader a glimpse into the childhood experiences of the unemployed in Marienthal. In addition to the housing, the food situation, the games or memories of Christmas and birthdays, the awareness of the special position Marienthal has obtained as a result of social research carried out in the 30s will be evaluated. Last but not least, I try to highlight similarities and / or differences according to the individual stories of the interview partners.

Lebenslauf

Name: Marlene Kopf
Adresse: Marisa Mell Gasse 5/4/9, 1230 Wien
Geburtstag/-ort: 08.02.1983 / Wien
Familienstand: Ledig
Staatsangehörigkeit: Österreich

Ausbildungsweg

1989 – 1993 Volksschule Gramatneusiedl
1993 – 2001 Don Bosco Gymnasium Unterwaltersdorf, Abschluss mit Matura
2001 – 2003 Kolleg für Tourismus und Freizeitwirtschaft, Modul, Wien
Ausbildungsschwerpunkt Hotelmanagement, Abschluss als diplomierte Tourismuskaufrfrau
2006 – 2010 Studium der Lehramtsfächer Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung sowie Psychologie/Philosophie an der Universität Wien
WS 2009/2010 Tutorium der Lehrveranstaltung „Einführung in das Lehramtsstudium Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung“, Leitung: a. o. Univ. Prof. Dr. Alois Ecker

Berufserfahrung

Während der Ausbildung Sämtliche Ferialpraktika, Samstagshaushilfe, geringfügige Beschäftigungen u.a. Wirtschaftskammer für Arbeiterstudenten, HL-AG, Hotel König von Ungarn, Don Gil Donna, Vero Moda, Peek & Cloppenburg, McDonalds Zentrale
10/2003 – 10/2004 Austrian Airlines Group, Flughafen Wien
Passenger Service Agent
10/2004 – 02/2006 MSC Kreuzfahrten GmbH, Wien
Assistentin der Geschäftsführung, Office-Management, Marketingassistentin
02/2006 – dato Zwölferkaltenbrunner Personalberatung, Wien
Assistentin der Geschäftsführung, Office-Management